

Wiener Stadt-Bibliothek.

T
7070

A

27.



V. Pittenbunz

Georg ann.
Publ. m.

III

und

III

III

III

2

20

20

20

20

Handwritten signature or name, possibly "Schubert".



12/1



Gottlieb Ehrenreich bey dem Abendgespräche.

S i t t e n b ü c h l e i n

für die

J u g e n d

in den

S t ä d t e n .



Mit Seiner kaiserl. königl. apost. Majestät
allergnädigster Druckfreyheit.

W i e n ,

im Verlage der k. k. Schulbücher-Verschleiß-Administra-
tion bey St. Anna in der Johannis-Gasse.

1 8 3 2 .

© 1850



Tabellarische Vorstellung des Inhalts.

Erstes Abendgespräch.

	Seite
1. Von den Pflichten gegen sich selbst, und zwar:	7
1. In Ansehung unsers Körpers und dessen Gesundheit	7
Diese wird erhalten:	
a) Durch Vorsichtigkeit	10
b) Durch Mäßigkeit	11
c) Durch Arbeitsamkeit.	12
d) Durch erlaubte Vergnügungen	15
e) Durch Reinlichkeit	18
2. In Ansehung unserer Seele	18
Deren Wohlseyn wird befördert:	
a) Durch Erwerbung guter Kenntnisse	19
b) Durch Vermeidung aller Laster	20
3. In Ansehung unsers äußerlichen Zustandes	21
Von der Sparsamkeit.	
a) Im Gegensatze auf Verschwendung und Nachlässigkeit	24
b) Im Gegensatze auf den Geiz	30

Zweytes Abendgespräch.

II. Von den Pflichten gegen andere	33
1. Einleitung von dem Ursprunge der Könige	35
— — der Obrigkeiten und Gerichte	36
— — der Gesetze	38
— — der Soldaten	
— — der Abgaben	
2. Pflichten gegen Obere	
3. Pflichten gegen alle Menschen	

	Seite.
a) Vermeidung jeder Art von Gewaltthätigkeit	42
b) — — des Diebstahls	45
c) — — der Betriegerey	48
d) — — der Falschheit und der Lügen	50
e) — — des vergeblichen und des falschen Schwörens	52
f) Erzeugung des unversehenen Schadens	56

Drittes Abendgespräch.

III. Von den Pflichten der Geselligkeit	57
1. Von der Dienkfertigkeit und dem gefälligen Wesen	61
2. Vom Neide	62
3. Vom Stolge und Hochmüthe	66
4. Von der Verleumdung, Spötterey und Tadelsucht	68
5. Von der Freundlichkeit im Gegensatze des verdrießlichen Wesens	70
6. Vom Zorne	71
7. Von der Unversöhnlichkeit	73
8. Von der Schwachhaftigkeit	76
9. Von der Undankbarkeit	80
IV. Von den Pflichten des häuslichen Lebens	83
a) Gegen Ältern	83
b) Gegen Lehrer	85
c) Gegen Geschwister und Schulfreunde	85
d) Gegen das Gesinde	86
V. Von den Pflichten gegen die Armen	89
VI. Von den Pflichten gegen die Thiere	91
VII. Vom Gewissen	94
VIII. Von der Religion.	100



Vor nicht gar langer Zeit, meine lieben Kinder, lebte ein recht verständiger Mann; der hieß Gottlieb Ehrenreich.

Alle, die ihn gekannt haben, können noch jetzt nicht von ihm reden, ohne daß ihnen die Thränen dabey in die Augen treten; denn er war ein gar zu guter und rechtschaffener Mann, der sein größtes Vergnügen darin fand, andern Menschen wohl zu thun. Er hatte von seiner Kindheit an es sich zum Gesetze gemacht, keinen Tag vorbey gehen zu lassen, ohne etwas Gutes zu thun, welches er an jedem Abende in sein Tagebuch schreiben konnte. Dem einen, der in Verlegenheit war, und nicht wußte, was er thun sollte, ging er mit gutem Rathe an die Hand, weil er viel Erfahrung hatte; einem Andern, der in Armuth gerathen war, half er mit seinem eigenen Vermögen aus, und verschaffte ihm Gelegenheit, seinen Unterhalt sich künftig selbst zu verdienen. Wo er einen Unglücklichen fand, es mochte ein Christ, ein Jude oder ein Türke seyn, da nahm er sich seiner recht herzlich an, suchte ihn zu trösten, und ihm zu helfen. Er ist ein Mensch,

sagte er, und ich bin auch ein Mensch, das ist genug. Wurde in seiner Gegenwart wider einen Abwesenden etwas Böses geredet, so vertheidigte er ihn als seinen Bruder. Er konnte nicht leiden, daß jemanden Unrecht geschehe. Fanden sich hingegen gottlose Leute, welche ihm selbst Unrecht thaten, so suchte er nie Böses mit Bösem zu vergelten, haßte auch seine Beleidiger nicht, sondern bedauerte nur ihren Unverstand. Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, daß er seine eigenen und seiner Nachbarn Kinder um sich her versammelte, und sie lehrte, wie sie gute und glückliche Menschen werden könnten. Man hat auch nachher gesehen, daß es allen denen Kindern, die seinen Unterricht annahmen, und seinem väterlichen Rathe folgten, recht wohl gegangen ist.

Einst, da er schon siebenzig Jahre alt war, saß er an einem stillen Sommerabende unter einer schattigen Linde, und dachte seinem vergangenen Leben nach. Seine Augen, die er oft dankbar gegen den Himmel richtete, funkelten vor Freude, indem er den köstlichen Gedanken dachte, daß er doch nicht vergebens auf der Welt gelebt habe, und bey jeder Erinnerung an irgend eine gute That, die er in seinen verflorbenen Tagen verrichtet hatte, rollte die süßeste Freudenthräne seine heitere Wange herab. Denn, o ihr guten Kinder, glaubet es erfahrneren Tugendfreunden, bis ihres einst selbst aus eurer eigenen Erfahrung wisset — sich edler Thaten bewußt seyn, ist der Seligkeiten größte.

Indem er nun da saß, und dieser Seligkeit genoß, kam sein ehrlicher Nachbar, Andreas Gut-

will, und ließ sich bey ihm nieder, um ein lehrreiches Gespräch mit ihm zu führen. „So lange ich euch nun „kenne, lieber Nachbar,“ sagte dieser zu Ehrenreich, indem er seine Hand auf die Hand des Greises legte, „habe ich euch noch niemahls recht mißvergnügt gesehen. Saget mir doch, wie ihr das in aller Welt anfanget, daß ihr immer so ruhig, so in euch selbst vergnügt und zufrieden seyd. Das möchte ich nun alles gern von euch lernen.“ „Dazu kann Rath werden, wenn ihr's noch nicht wisset,“ antwortete Ehrenreich, und sah ihm dabey freundlich in die Augen. „Aber erst hohlet mir unsere Lieblinge, euere und meine Kinder her, die da hinterm Garten ihr Spiel mit einander treiben. Es ist mir immer wohl, wenn sie um mich sind, und ich wünschte, daß sie es auch hörten, wie man es anfangen muß, um glücklich zu seyn.“

Gutwill hohlte die Kleinen herbey. Sie hatten kaum gehöret, daß Vater Ehrenreich mit ihnen plaudern wollte, als sie all ihr Spielzeug dahin warfen, in vollen Sprüngen herbey eilten, und sich dem freundlichen Greise an Hals und Arm hängten. Da redete er sie mit folgenden Worten an:

Erstes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen sich selbst.

Kinder, Nachbar Gutwill wünschte von mir zu wissen, wie ich es angefangen habe, daß ich mein ganzes Leben hindurch bis auf diese Stunde fast immer vergnügt gewesen bin. Hättet auch ihr etwa Lust, dieses von mir zu hören? Ach ja, lieber Vater, ach ja, riefen alle wie mit einem Munde, in-

dem sie freudig in die Hände klatschten. Und der Alte fuhr fort:

Ich werde nun nicht lange mehr leben, ihr guten Kinder, und wenn ich auch noch lange lebete, so werde ich doch nicht immer bey euch seyn; denn ihr kommet vielleicht in einigen Jahren, der eine hier, der andere dort hin. Da werdet ihr euch selbst überlassen seyn: und seyd ihr dann nicht klug und keine guten Menschen, so machet ihr euch gewiß selbst unglücklich, entweder krank, oder arm, oder bey euern Nebenmenschen verhaßt und mißvergnügt. Und was nützete euch dann alles auf der Welt?

Ihr wisset, wie lieb ich euch habe. Wenn ich nun stürbe, und voraussähe, daß ihr einmahl euch selbst unglücklich gemacht haben solltet, liebe Kinder, ich würde auf meinem Krankenbette mich nicht trösten lassen. (Die Kinder konnten bey diesen Worten sich des Weinens nicht enthalten.) Doch ich weiß, ihr werdet aus Vorsatz euern alten Vater nicht so betrüben wollen; aber damit ihr es nicht etwa aus Unwissenheit thun möget, so will ich euch jetzt alles sagen, was euch, wie ich glaube, so klug und zu so guten Menschen, und eben deswegen so glücklich machen kann, als nur immer möglich ist.

Nicht wahr, meine lieben Kinder, ihr seyd schon alle manchmahl krank gewesen? — Waret ihr gern krank? Hättet ihr nicht lieber gesund seyn mögen? Wenn ihr krank waret, schmeckte euch kein Essen und kein Trinken, ihr mußtet den ganzen Tag im Bette bleiben; wenn eure kleinen Freunde unter den Linden herum sprangen und spielten, oder spazieren gingen,

oder sich im Flusse badeten, oder sonst sich eine Lust machten, so war euch das alles verwehret. Ihr fühltet bald hier, bald da Schmerzen. Ihr konntet des Nachts nicht schlafen, und alles, was um euch war, war euch unausstehlich. Möchtet ihr noch einmahl krank seyn?

„O nein, riefen die Kinder, es ist viel besser, immer gesund zu seyn.“

Ihr habet Recht, fuhr der Vater fort. Aber jetzt wißet ihr kaum halb, was euch daran gelegen seyn muß, recht gesund und stark zu seyn. Ich habe in meinen jüngern Jahren einen guten Freund gehabt, der war sechs Jahre lang krank. Der arme Mann hatte eine Frau und fünf Kinder, die jünger waren als ihr. Seine Umstände, ehe er krank wurde, waren sehr blühend; denn er war ein angesehenener Kaufmann, der große Geschäfte machte. So lange er selbst seiner Handlung vorstand, hatte er überall Credit, und alle seine Unternehmungen gingen recht glücklich von Statten. Allein so bald er krank wurde, ging alles rückwärts. Er hatte einen Buchhalter, dem er nun alles überlassen mußte, und der böse Mensch versäumte nicht nur seine Geschäfte, sondern bestahl ihn über dieß, und betrog auch andere unter dem Nahmen seines Herrn. Diesem Bösewichte ist es zwar freylich in seinem ganzen Leben nicht wohl gegangen; denn kein Mensch wollte etwas mit ihm zu schaffen haben, weil man wußte, daß er meinen Freund betrogen und bestohlen hatte. Aber der Freund wurde doch in den vier ersten Jahren seiner Krankheit so arm, daß er alles verkaufen,

Handel aufgeben mußte. Hätte er die Betriegerereyen seines Buchhalters eher gemerkt, oder hätte seine Frau während seiner Krankheit ein wachsameres Auge auf Alles im Hause gehabt, so würde es mit ihm so weit nicht gekommen seyn; aber zum Unglücke traute er dem Menschen zu viel, ohne ihn vorher recht geprüft zu haben, und seine Frau war auch zu nachlässig. Endlich wurde es immer schlechter und schlechter mit ihm. Der Arzt, der ein mitleidiger Mann war, that zwar unentgeltlich sein Möglichstes, um ihn zu retten, aber vergebens. Nachdem der arme Kranke sich noch Ein Jahr lang gequälet hatte, mußte er endlich sterben. Und wisset ihr, was ihm diese Krankheit zugezogen hatte? Er hatte einmahl auf der Hochzeit eines seiner Freunde sich recht heiß getanzt, und da ihm die Hitze beschwerlich fiel, so beging er die Unvorsichtigkeit, sich bis auf's Hemd aufzuknöpfen, ans Fenster zu treten, und ein Glas voll kaltes Wasser auszutrinken. Davon hatte er die Auszehrung bekommen, welche unheilbar ist.

Da er sonst ein recht guter Mann war, so würde er sein Unglück mit Gelassenheit ertragen haben, und der Tod selbst würde ihm nicht schrecklich gewesen seyn; aber weil er mußte, daß er alles sein Leiden sich durch seine eigene Unvorsichtigkeit zugezogen hatte, so war er untröstlich darüber. Er fiel auf seinem Krankenbette fast immer in eine Art von Raserey, so oft er daran dachte, daß er nun seiner Unvorsichtigkeit wegen vier unschuldige Kinder, die er liebte, und die er hätte glücklich machen können, so großen Armuth hinterlassen mußte, daß ihre Leiber bedecken konnten.

Ich sage, vier unschuldige Kinder; denn das fünfte hatte er während seiner Krankheit, ich weiß nicht recht mehr wie, verloren. Nachbar, wisset ihr euch dessen zu erinnern?

Sa wohl, versetzte Gutwill, das war ja der heißhungerige Fritz, dem seine gar zu große Gierigkeit das Leben kostete. Er hatte gebackenes Obst und Klöße (Knödel) theils so heiß, theils in solcher Menge hinunter geschluckt, daß er den Geist darüber aufgeben mußte.

Recht, recht, sagte der alte Ehrenreich, jetzt erinnere ich mich daran. Es war ein Jammer anzusehen, wie der unglückliche Junge sich winden und Krümmen mußte, ehe er von der Welt kam. Sein armer Vater litt nicht wenig dabey, da er dieß aus seinem Bette mit ansehen mußte.

Noch mehr Kummer aber verursachte ihm das Schicksal seiner Frau, der Mutter dieses Kindes. Ich habe euch schon gesagt, daß sie nicht aufmerksam genug auf ihr Hauswesen war. Und das kam daher, ihr lieben Kinder: weil sie bey der Krankheit ihres Mannes des Nachts nicht immer ihre Ruhe, und bey Tage nicht immer ihr ordentliches Essen haben konnte; so gerieth sie auf den thörichten Einfall, den Mangel an beyden durch hitzige Getränke ersetzen zu wollen. Anfangs nahm sie freylich nur ein Weniges zu sich; aber wie es immer zu geschehen pfleget, ihre Begierde wuchs mit jedem Tage. Kurz, sie gewöhnte nach und nach sich das Trinken so sehr an, daß sie fast nicht mehr leben konnte, ohne berauscht zu seyn. Dieß trug nicht wenig zum Verderben der

ganzen Familie bey. Die andern Kinder wurden ohne Aufsicht gelassen; der Buchhalter konnte nun machen, was er wollte, weil ihm keiner mehr auf die Finger sah, und der unglückliche Vater kränkte sich vollends darüber zu Tode. Endlich mußte sie selbst für ihr Vergehen büßen. Sie zog sich nämlich eine Lungenentzündung zu, an der sie jämmerlich sterben mußte. Ich bin bey ihrem Tode zugegen gewesen, meine Kinder, aber ich kann euch nicht sagen, wie mir dabey zu Muth war. Ich mag auch jetzt nicht daran denken. Denn wenn ich's thäte, wenn ich mir die Verzweiflung der sterbenden Frau, den Jammer ihres Mannes und das Winseln der armen, unglücklichen Kinder wieder so recht lebhaft vorstellte; so würde ich nicht im Stande seyn, weiter zu reden. Gott bewahre einen jeden Menschen vor einem solchen Ende.

Hier hielt unser lieber Greis ein wenig ein, trocknete sich die Augen, und fuhr darauf fort.

Ihr sehet, meine Lieben, welch großes Elend daraus entstehen kann, wenn man nicht seine Gesundheit, so viel möglich, in Acht zu nehmen suchet. Hüthet euch also vor allem, was euch krank machen kann. Oft ohne Hunger und Durst essen und trinken, zu viel essen, zu viel, sonderlich starke Getränke trinken, gefährliche Spiele wagen, unvorsichtig an gefährlichen Orten seyn, das alles kann euch krank und elend machen.

Auch die Faulheit macht euch krank. Nicht wahr, wenn ihr ein nahl zu lange geschlafen habet, so gehet ihr verdroffen an die Arbeit, und wenn ihr euch

Lindemann *1836*
 nicht beweget habet, so schmecket euch das Essen und Trinken lange nicht so gut, als wenn ihr recht herum gesprungen seyd. Das ist schon der Anfang einer Krankheit. Führet ihr nun fort, immer so lange zu schlafen, und immer so zu faulenzten, so würde diese Krankheit von Tag zu Tage stärker werden, ihr würdet immer verdrießlich, und endlich zu allen Arbeiten, ja sogar zum Spielen untüchtig seyn.

Es gibt aber zwey Arten von Arbeiten, meine lieben Kinder, welche beyde gleich nützlich sind. Einige nennet man Handarbeiten, weil man besonders die Hände dazu nöthig hat. Andere werden Kopfarbeiten genannt, weil man sie mit dem Kopfe, oder vielmehr mit der Seele verrichtet. Der fleißige Schuster, zum Exempel, der euch eure Schuhe und Stiefel macht, verrichtet Handarbeit; der Lehrer hingegen, der darüber nachsinnt, wie er gute und glückliche Menschen aus euch machen möge, arbeitet mit dem Kopfe. Beyde Arten von Arbeiten sind uns Menschen nöthig, wenn wir an Leib und Seele gesund bleiben wollen. Wir müssen etwas mit den Händen arbeiten, und solche Arbeiten verrichten, wobey der Leib bewegt wird, sonst werden die Speisen, die wir genossen haben, nicht recht verdauet, und daraus entstehen allerley Schwachheiten und Krankheiten. Wir müssen aber auch mit der Seele arbeiten, oder etwas Nützlichers zu lernen suchen, sonst bleiben wir dumm, können zu nichts in der Welt gebraucht werden, und gerathen endlich in Armuth und Verachtung.

Ich habe einen Mann gekannt, dem es so ergangen ist. Dieser war von reichen Ältern geboren, welche zuweilen die Thorheit begingen, ihrem Söhnchen zu sagen, daß sie viel Geld für ihn gesammelt hätten, welches er haben sollte, so bald er nur erst groß geworden wäre. Da dachte nun der junge Thor, daß er nicht nöthig habe, wie andere Menschen zu arbeiten oder etwas zu lernen, weil er künftig für sein Geld alles kaufen könnte. Er gewöhnte sich daher an, bis Mittag zu schlafen, dann aß er, aber fast immer ohne Appetit, und wenn er gegessen hatte, so setzte er sich hin, und spielte bis um Mitternacht Karten, und dann schlief er wieder bis den andern Mittag. Wenn er einmahl außer dem Hause etwas zu thun hatte, so ließ er sich immer fahren, und bey seinem Anzuge wurde er von vier bis fünf Leuten bedient. Nun was geschah? Da er ungefähr vier und zwanzig Jahre alt war, brach einmahl zur Nachtszeit plötzlich eine Feuersbrunst in seinem Hause aus, die so geschwind und heftig um sich griff, daß er kaum so viel Zeit behielt, im bloßen Schlafrocke aus dem Fenster zu springen. In weniger als einer Stunde war sein ganzes Vermögen in Asche verwandelt. Da stand er nun arm und hülflos, und wußte nicht, was er anfangen sollte. Da er nichts gelernt hatte, wodurch er sein Brot hätte verdienen können, und sich schämte, an dem Orte zu betteln, wo er vorher so prächtig gelebt hatte; so ging er auf das Land, und wollte sich bey einem Bauer zum Knechte brauchen lassen, um nur sein Leben zu erhalten. Allein, wenn er eine halbe Stunde gearbeitet hatte, oder nur in das nächste Dorf gehen

sollte, so fiel er ohnmächtig nieder, und der Bauer sah bald, daß er ihn gar nicht brauchen konnte, weil er so schwach war. Denn er hatte zwar Hände und Füße, aber er konnte fast nichts damit verrichten. Endlich blieb ihm nichts übrig, als sich an die Wege zu setzen, und sein Brot von den Vorübergehenden zu erbetteln. Nehmet euch in Acht, Kinder, daß es euch nicht auch so gehe!

Und denket nicht, daß das Arbeiten etwas Beschwerliches sey; denn wenn man sich nur erst dazu gewöhnet hat, so findet man so viel Vergnügen daran, daß man gar nicht mehr ohne Arbeit leben mag. Aber der Müßiggang ist eine beschwerliche Sache. Dabey hat man immer lange Weile, und ist immer verdrießlich und mürrisch. Und wenn wir dann gar nicht wissen, was wir thun sollen, so fangen wir gemeiniglich an, zu diesem oder jenem Lust zu bekommen. Wir essen ohne Hunger, und trinken ohne Durst, und machen uns auf diese Art immer unglücklich, krank und elend, meistens auch arm; und dann hat kein Mensch mehr Mitleiden mit uns. Denn, heißt es, der Müßiggänger könnte so reich seyn als wir, wenn er etwas hätte thun wollen. Er verdienet nicht, daß wir ihm helfen. O Kinder! die Arbeit mag so sauer seyn, als sie will, das ist noch zehnmahl unerträglicher.

Über dieß wird ja auch nicht verlangt, daß wir immer arbeiten sollen; das würde unser Körper nicht aushalten. Nein, Kinder, wir müssen uns auch zuweilen ein Vergnügen machen, das gehöret mit zur Erhaltung unserer Gesundheit. Spielet also

und seydt lustig, wenn eure Arbeit gethan ist, nur vermeidet alle diejenigen Ergötzlichkeiten, bey denen eure Gesundheit oder euer Leben in Gefahr gerathen könnte. Ich habe es in meinem Leben oft gesehen, daß Kinder bey unvorsichtigen Spielen ihr Leben eingebüßet haben. Da war zum Exempel euer Pathe, Nachbar, das kleine Fränzchen, ein munterer, hübscher Junge; aber wie ging es ihm? Da er einmahl mit seinem Bruder allein auf dem Hofe war, wollte er ein Spiel daraus machen, wer von beyden wohl auf der Einfassung des Brunnens herum reiten könnte. Kaum hatte er sich darauf zurecht gesetzt, so überfiel ihn, indem er in den Brunnen hinab sah, ein plötzlicher Schwindel, und plump! lag er unten im Wasser. Auf das Geschrey seines Bruders kamen zwar Leute herbeygelaufen, die ihn retten wollten; aber er war schon zu Grunde gegangen; und da man ihn endlich mit einem langen Haken wieder heraus fischte, war er schon ohne alle Rettung todt.

Der kam doch noch plöglich von der Welt, fiel hier der Nachbar Gutwill ein; aber des Kaufmanns Dick Sohn, der wilde Ferdinand, der mußte noch mehr für seine Wildheit büßen. Es besuchte eines Tages ein reisender Kaufmann seinen Vater, und band sein Pferd draußen am Pfortenringe an. Kaum war er hineingetreten, husch! war mein Ferdinand da, und wollte sich die Gelegenheit zu Nuze machen, einmahl auf einem Pferde zu sitzen. Weil es nahe an einer Treppe stand, so war es ihm ein Leichtes, hinauf zu springen. Aber das Pferd, welches keinen fremden Reiter leiden wollte, fühlte ihn

nicht so bald auf seinem Rücken, als es hinten und vorn in die Höhe sprang, und so lange sprang, bis er herunter fiel. Im Falle versetzte es ihm noch einen Hufschlag auf die Brust, daß er wohl auf drey Schritte weit fortslog, und dann für todt liegen blieb. Das klare Blut stürzte ihm aus Mund und Nase, und alle hielten ihn für todt. Allein er kam nach einiger Zeit wieder zu sich selbst, und da ging seine Marter erst recht an. Der Schade, den er in der Brust erlitten hatte, war unheilbar, er mußte unter großen Schmerzen beständig Blut ausspeyen, und so lebte er noch vier Wochen, ehe er seinen Geist aufgeben konnte. Seit der Zeit habe ich's niemahls leiden können, wenn Kinder sich mit Pferden etwas zu schaffen machen.

Ihr habet recht, versetzte Ehrenreich, es pflegt auch selten ohne Unheil abzugehen. Pferde sind nur für erwachsene Leute, welche sich darauf verstehen, und sie bezwingen können. Das merket euch, ihr Kinder! Überhaupt vermeidet alle Spiele, aus denen etwas Böses entstehen kann. Es gibt ja so viel erlaubte unschädliche Spiele, die wir euch nach und nach lehren werden, warum wollet ihr gerade auf solche fallen, wobey ihr euch oder euren Kameraden schaden könnet

Noch ein Mitter muß ich euch sagen, das auch nicht wenig dazu beyträgt, euch gesund zu erhalten. Das ist die Reinlichkeit. Wenn ihr euch nicht fleißig waschet, so werden die Schweißlöcher eurer Haut nach und nach von Unreinigkeit verstopft, daß der Schweiß nicht recht mehr durchdringen kann,
Sittenb. f. St. B

und daraus entstehen viele recht schmerzliche Krankheiten. Badet euch daher oft im Sommer, waschet euch oft im Winter. Lasset auch oft frische Luft in eure Stuben, und haltet darauf, daß eure Stube und Schlafkammer immer reinlich seyn. Denn die Luft in einer unreinen Stube ist ein recht gefährliches Gift. Eßet und trinket auch nichts, von dem man euch nicht gesagt hat, daß es gesund sey.

Nun, Kinder, wisset ihr so ungefähr, wie ihr es anfangen müßet, daß ihr euren Körper nicht schlechter machet, als ihr ihn von Natur empfangen habet. Aber das würde euch allein nicht glücklich machen können; denn es kann einer sehr gesund, und doch äußerst elend seyn. Denn wisset, meine Lieben, daß in diesem euren sichtbaren Körper eine unsichtbare Seele wohnt, welche eigentlich dasjenige ist, was in euch denket und empfindet, sich freuet oder betrübet, glücklich oder unglücklich ist. Wenn nun euer Leib auch noch so gesund und stark wäre, eure Seele aber wäre schwach und ungesund, so würdet ihr dennoch höchst unglückliche Menschen seyn. Ich muß euch also auch noch dieses lehren, wie ihr eure Seelen gesund und wohl erhalten könnet. Gebet einmahl Achtung, ob ihr mich auch verstehen werdet.

Die Gesundheit der Seele bestehet darin, daß sie von vielen nützlichen Dingen eine Kenntniß hat, und rein von allen Lastern bleibt. Aber das ist euch noch zu hoch, ich will sehen, ob ich es euch begreiflich machen kann.

Ich sage, wenn die Seele sich wohl befinden soll, so muß sie sich zuerst allerley nützliche Einsichten zu

verschaffen suchen, das heißt: sie muß allerley Sachen lernen, welche ihr künftig Vergnügen machen können. Eine dumme Seele hat wenig Freude in der Welt; einer klugen, unterrichteten Seele hingegen kann es nie an Gelegenheit, sich zu ergehen fehlen. Das könnte ich euch mit mehr als einem lebendigen Beyspiele beweisen. Da ich noch auf der Schule war, hatte ich zwey Knaben zu meiner Stubengesellschaft, welche leibliche Brüder waren. Aber ungleicher müssen wohl niemahls zwey Brüder einander gewesen seyn als diese. Der jüngste von beyden war voller Wißbegierde, war immer aufmerksam in allen Schulstunden, wollte von allen Dingen, die er sah, oder hörte, immer gern den Grund wissen, und vergaß oft Essen und Trinken, wenn er Gelegenheit hatte, mit verständigen Leuten zu reden, von denen er etwas Gutes lernen konnte. Der ältere hingegen war zum Lernen immer so träge, so unlustig! So lange die Schulstunden dauerten, gähnte er fast ohne Unterlaß, oder spielte unterm Tische, und gab niemahls Achtung auf das, was der Lehrer sagte. War die Schulstunde aus, so hatte er zu nichts Lust als zum Essen, zum Trinken und zum Schlafen. Nun was meineth ihr wohl, was aus beyden geworden sey? Carl, so hieß der jüngste, wurde von Tag zu Tage klüger, beliebter und glücklicher; sein Bruder Georg hingegen wurde immer einfältiger, immer unglücklicher. Wenn wir spazieren geführt wurden, so fand der wißbegierige Carl überall tausend Dinge, welche ihm Vergnügen machten, weil er alles genau untersuchte. Bald betrachtete er eine Blume oder einen Baum, und erinnerte sich dabey, was uns der Lehrer von

dem Wachsthume der Pflanzen und der Bäume gesagt hatte. Bald sah er den Himmel an, und freuete sich zu wissen, was Luft und Wolken sind; wie der Regen, der Thau, die Winde entstehen, und was jedes für Nutzen schafft. Bald setzte er sich unter einen schattigen Baum, und las uns eine angenehme Geschichte aus irgend einem Buche vor, welches er mitgenommen hatte. Georg hingegen ging seinen Gang immer mürrisch fort, und sah auf nichts, was um und neben ihm war, weil er von keiner Sache etwas gelernet hatte. Und weil er doch nicht ganz müßig seyn konnte, so suchte er gemeiniglich Gelegenheit zu zanken, bis wir ihn endlich, mit Erlaubniß der Lehrer, ganz aus unserer Gesellschaft ausschlossen, und nichts weiter mit ihm zu thun haben wollten. Und so sind beyde ihr ganzes Leben hindurch geblieben. Georg war zu nichts in der Welt zu gebrauchen, wußte sich mit nichts zu beschäftigen, war dabey immer verdrüsslich, und fiel sich und andern zur Last. Carl hingegen wurde ein geschickter, feiner Mann, den man überall gern leiden mochte, weil er immer vergnügt war, und auch andere zu vergnügen wußte. Georg murrete sich zu Tode, ehe er noch dreyßig Jahre alt geworden war; Carl aber lebt noch bis auf diese Stunde, und ist noch eben so munter als ich, ungeachtet er wohl zwey Jahre älter ist.

Ha! Nachbar, rief bey diesen Worten Gutwill aus, nun begreife ich schon zum Theile, woher es kommt, daß ich euch immer so vergnügt sehe. Das macht, ihr habet auch viel gelernet, und wisset daher euch mit mehr Dingen zu belustigen als wir andere Menschen.

Weil ihr es denn so findet, mein Lieber, antwortete Ehrenreich, so muß ich freylich gestehen, daß ich nicht halb so viel Vergnügen in meinem Leben würde gehabt haben, wenn ich in meiner Jugend weniger gelernet hätte. Aber das Lernen macht es noch allein nicht aus. Wenn unsere Seele gesund und glücklich seyn soll, so müssen wir sie auch rein von allen Lastern zu bewahren suchen.

Laster, ihr lieben Kinder, nennet man alles dasjenige, wodurch wir uns selbst oder andern Menschen Schaden zufügen. Der Ungehorsam, zum Exempel, ist ein Laster, weil wir uns selbst am meisten dadurch schaden, wenn wir unsern Vorgesetzten nicht gehorsam sind. Denn da werden wir nicht nur bestraft, sondern man höret auf, uns zu lieben, und wenn ein Kind von seinen Ältern und Lehrern nicht mehr geliebt wird, so ist es schlimm daran. Das Zanken, Schimpfen oder Schlagen ist auch ein Laster, weil wir uns und andern dadurch Mißvergnügen machen; andern, weil niemand gern mit sich zanken, sich schimpfen oder schlagen läßt; uns selbst aber, weil wir dadurch bestraft werden, und nachher den Verdruß haben, daß niemand gern mit uns umgehen will. Verstehet ihr nun, was Laster sey?

„Ja, lieber Vater, riefen die Kinder, „nun verstehen wir es wohl: Laster ist dasjenige, wodurch wir uns und andern Menschen Schaden thun.“

Recht, meine Lieben, ihr habet wohl Achtung gegeben. Und wisset ihr nun, wie man das Gegentheil vom Laster nennet? Ich meine ein solches Betragen, wodurch wir uns und andere Menschen glücklicher machen? Das nennet man Tugend.

Nun, Kinder, müßet ihr mir, 'als einem alten Manne, der viel Erfahrung hat, auf mein Wort glauben, daß jede lasterhafte Handlung unsere Seele krank und elend, jede tugendhafte Handlung hingegen sie gesund, stark und fröhlich macht. Zum Theile könnet ihr das nun schon aus eurer eigenen Erfahrung wissen. Denn nicht wahr, wenn ihr etwas gethan habet, was euch verbothen war, so ist euch nicht so wohl, als wenn ihr etwas Gutes gethan habet? Das ist schon ein Zeichen, daß eure Seele alsdann nicht recht gesund mehr ist. Fahret ihr dann fort, etwas Böses zu thun, so würde das Übel immer ärger; ihr würdet von Tag zu Tage immer unzufriedener mit euch selbst werden; und tausend Dinge, die euch jetzt Vergnügen machen, würden aufhören, angenehm für euch zu seyn.

Denn es verhält sich mit dieser Seelenkrankheit gerade eben so, wie mit den Krankheiten unsers Leibes. Das Übel ist in beyden Fällen nicht mit einem Mahle da, sondern es wächst, und wird erst nach und nach empfunden. Wenn wir z. E. etwas Ungesundes gegessen haben, so empfinden wir Anfangs noch gar keinen Schmerz davon. Nach einigen Stunden aber, vielleicht auch erst am folgenden Tage, stellen sich Bauchgrimmen und Kopfsweh ein. Nehmen wir alsdann nicht sogleich Arzeneyen ein, oder begingen wir gar die Thorheit, von der ungesunden Speise vorzuneuen zu essen, so würde es immer schlimmer mit uns werden, bis die Krankheit endlich ganz unheilbar würde. Eben so geht es dem Menschen, der etwas Böses begeht. Anfangs spürt er vielleicht wenig oder

gar kein Mißvergnügen darüber in seiner Seele. Bereuet er aber seine That nicht alsobald, und zwar von ganzem Herzen, oder ist er gar so unverständlich, dieselbe böse That noch einmahl zu begehen; so erfolgt wahrlich über kurz oder lang großes Mißvergnügen für ihn.

Wenn z. B. jemand unter euch, welches Gott verhüthen wolle, neidisch oder zornig über seinen Bruder würde, weil ihm etwas Gutes widerführe, welches die andern entbehren müßten; so würde er schon in dem Augenblicke, da er neidisch oder zornig wäre, nicht recht vergnügt seyn. Wenn er indessen sein Unrecht so gleich erkennete, seinen Bruder um Vergebung bäthe, und sich künftig hütete, in eben dieselbe Schwachheit zu verfallen; so würde der Schade seiner Seele noch zu heilen seyn. Aber wenn er bey jeder ähnlichen Gelegenheit wieder von neuem neidisch oder zornig auf andere würde; so kann ich euch mit Gewißheit sagen, er würde lebenslang ein unglücklicher Mensch seyn.

Ich habe euch neulich die Geschichte von Cain erzählt. Wie ging es dem? Er war einige Mahl auf seinen guten Bruder Abel böse geworden, weil der liebe Gott und seine Ältern ihn seiner Tugend wegen vorzüglich lieb gewonnen hatten. Von der Zeit an konnte Cain fast keine vergnügte Stunde mehr auf Erden haben. Immer stand ihm das Glück seines Bruders vor Augen; immer ärgerte er sich darüber; immer suchte er Gelegenheit, mit ihm zu zanken, ungeachtet Abel ihm niemahls etwas zu Leide that. Ihr wisset, wie weit seine Bosheit endlich ging.

Da der Zorn ihn zuletzt wahnsinnig gemacht hatte, schlug er seinen unschuldigen Bruder mit einer Keule todt, und mußte nachher als ein verabscheuungswürdiger Bösewicht in der weiten Welt allein herum irren. Hätte ihm damahls, als er das erste Mal auf seinen Bruder böse wurde, jemand voraus gesagt, daß es einmahl so weit mit ihm kommen würde, so würde er es sicher nicht geglaubt haben. Aber so geht es immer, ihr lieben Kinder, wenn man dem Laster nicht gleich Anfangs widersteht. Wehe uns, wenn es in unserm Herzen einmahl Wurzel geschlagen hat! Dann gute Nacht Besserung! gute Nacht Glückseligkeit! So wie ein Schneeball, der von einem Berge herabrollt, sich immer vergrößert, und immer schneller rollt, je weiter er herabfällt; so werden auch unsere lasterhaften Begierden, je öfter wir sie befriedigen, und je älter wir werden, immer stärker, immer unwiderstehlicher. Also noch einmahl, ihr guten Kinder, hütthet euch vor jedem Anfange im Bösen, oder habet ihr ja einmahl einen Fehler begangen, so hütthet euch, ihn noch einmahl zu begehen; sonst ist es aus mit eurer Tugend und mit eurer Glückseligkeit. O, daß ich euch das mit goldenen Buchstaben in euer Herz schreiben könnte!

Dadurch also, daß ihr alles, was euch gelehret wird, fleißig lernet, und dadurch, daß ihr euch vor allen Lastern hütthet, werdet ihr die Gesundheit und das Wohl eurer Seele befördern. Aber, Kinder, ihr habet auch einen Leib, der genähret und gepflegt zu seyn verlangt. Ich glaube, ich brauche euch nicht zu sagen, daß es ein Unglück ist, wenn man hungert,

oder durstet, oder keine Kleider, oder kein Bett, oder keine Wohnung hat. Nicht wahr, das wisset ihr alle schon lange? Woher bekommt ihr aber dieses alles? Setzt, da ihr noch klein seyd, sorgen eure Ältern dafür; aber wenn diese nun einmahl todt seyn werden, und auch sonst niemand mehr für euch sorgen wird, wo wollet ihr dann alles dasjenige hernehmen, was euch zu euerm Unterhalte und zu euerm Vergnügen nöthig ist? Ihr denket vielleicht, unsere Ältern werden uns so viel hinterlassen, daß wir immer genug zu leben haben. Aber, Kinder, das ist eine sehr mißliche Hoffnung; denn wenn eure Ältern auch noch so viel hätten, so wisset ihr nun schon, wie leicht sie darum kommen können. Und gesetzt, daß sie euch auch noch so viel hinterließen, wie lange würde es dauern, wenn ihr nicht gelernt hättet, es zu Rathe zu halten? Das einzige sichere Mittel, ihr Kinder, sich vor Armuth zu verwahren, ist, daß man sich seinen Unterhalt selbst zu erwerben, und das Erworbene sparsam zu gebrauchen lernet. Sparsamkeit, meine Lieben, ist eine nöthige Tugend; denn wer das Seinige nicht zu Rathe hält, und wäre er auch noch so reich, wird am Ende arm, und durch seine eigene Schuld arm geworden seyn, das ist ein großes Unglück.

Einer, der ohne sein Verschulden in Dürftigkeit gerathen ist, findet immer mitleidige Freunde, die sich seiner annehmen. Einer, der von armen Ältern geboren ist, weiß sich in seine Umstände zu schicken, weil er von Jugend auf daran gewöhnet wurde, und weil er gelernt hat, für andere zu arbeiten. Aber wenn man etwas gehabt hat, oder haben konnte, und

Lucky

dann durch Verschwendung oder Nachlässigkeit arm wird, so ist man wirklich schlimm daran. Kein Mensch gibt dem gern, der nicht zu betteln brauchte, wenn er gewollt hätte. Keiner nimmt einen solchen Menschen auch gern in seine Dienste, und wenn er auch noch so geschickt wäre; denn man denkt immer: Wer in seinen eigenen Sachen nachlässig oder verschwenderisch gewesen ist, der wird es gewiß auch in fremden Sachen seyn.

Wenn einer, der arm geboren, oder durch Unglücksfälle dürftig geworden ist, nur sonst ein kluger und guter Mensch ist; so wird er in manchem Falle höher geachtet, als der Reiche, der nicht so klug und nicht so gut ist. Man vertraut ihm eher etwas an, man fraget ihn um Rath, und sucht seine Freundschaft; weil man, so arm er auch ist, doch durch seine Ehrlichkeit und durch seine Vernunft von ihm Nutzen ziehen kann. Aber der Dürftige, der sich selbst arm gemacht hat, da er wohl stehen könnte, der ist überall verachtet und verhasst; weil er selbst Schuld daran ist, daß er nun mit seinem Vermögen andern Menschen nicht mehr nützen kann. Man vertrauet ihm nichts an, weil man aus der Erfahrung weiß, wie schlecht er mit dem Seinigen gewirthschaftet hat. Man erwartet keinen guten Rath von ihm, weil er sich selbst so übel gerathen hat. Und da man ihn also zu nichts weiter gebrauchen kann, als wozu man ein Pferd oder einen Ochsen, der gesunde Glieder hat, auch gebraucht, so hält man ihn auch nicht viel besser. Sehet, Kinder, so viel kommt darauf an, daß ihr das, was ihr habet, zu Rathe haltet.

W. 18 R 10 3/4

Ich will euch bey dieser Gelegenheit die Historie von einem sparsamen Knaben erzählen, der ein großes Glück machte, ungeachtet er von Haus aus keinen Häller gehabt hat. Zu London (ihr wisset doch, wo diese Stadt liegt?) hatte ein reicher Kaufmann ein blutarmes Kind, das keine Ältern hatte, zu sich in sein Haus genommen. Weil der arme Junge, der Richard Whittington hieß, noch so klein war, so konnte er anfänglich zu nichts gebraucht werden. Man ließ ihn daher nur so im Hause herum laufen, und da machte er sich selbst ein Geschäft daraus, verlorne Stecknadeln und hingeworfene Bindfaden aufzusuchen, und sorgfältig zu verwahren. Wenn er denn ein Duzend Stecknadeln und eine Rolle Bindfaden gesammelt hatte, brachte er beydes seinem Herrn in die Schreibstube. Das gefiel dem Kaufmanne wohl; denn er sah daraus, daß der Junge haushälterisch und treu werden würde. Von der Zeit an gab er sich mehr mit ihm ab, und gewann ihn lieb. Da nun eines Tages der Hausknecht junge Katzen ersäufen wollte, so bath der Knabe seinen Herrn, daß er ihm erlaubete, eine davon aufziehen zu dürfen, um sie nachher zu verkaufen. Es wurde ihm verwilliget, und nun fütterte er das junge Käzchen, bis es groß geworden war. Nach einiger Zeit wollte der Kaufmann ein großes Schiff mit Kaufmannswaren nach einem fremden Lande senden, um diese Waren daselbst zu verkaufen. Da er eben sehen wollte, ob alles ordentlich eingepackt sey, begegnete ihm der Knabe, der seine Kase auf dem Arme trug. Richard, sagte er zu ihm, hast du nicht auch etwas mitzuschicken, was du verhan-

deln könntest? Ach, lieber Herr, antwortete der Knabe, Sie wissen ja wohl, daß ich arm bin, und nichts als die Kase habe. Nun, so schicke deine Kase mit, sagte der Kaufmann, und der Junge lief mit ihm hin zum Schiffe, und setzte seine Kase darauf. Das Schiff segelte ab. Nach einigen Monathen kam es bey einem bisher noch nicht bekannten Lande an. Man stieg aus, und hörte, daß es von einem Könige beherrscht werde. Da dieser erfuhr, daß Fremde angekommen wären, ließ er einige davon zu sich fordern, und mit sich essen. Aber ungeachtet Essen genug da war, so konnte man doch fast keinen Bissen genießen. Denn das ganze Zimmer wimmelte von Mäusen und Katzen, welche so dreist waren, daß sie scharenweise auf dem Tische herumsprangen, sich der Speisen bemächtigten, und sogar den Gästen den Bissen aus der Hand hohnten. Man hatte kein Mittel auffindig zu machen gewußt, sich davon zu befreyen, ungeachtet der König demjenigen, der ein solches Mittel erfinden würde, ganze Tonnen Goldes zur Belohnung versprach. Da die Fremden dieses hörten, sagten sie dem Könige, daß sie ein Thier mitgebracht hätten, welches alle diese Mäuse und Katzen tödten würde, und hohnten darauf ihre Kase her. Da hätten ihr sehen sollen, was für eine erstaunliche Niederlage diese unter den Mäusen anrichtete. In einer halben Stunde war im ganzen Zimmer keine einzige mehr zu sehen und zu hören. Der König war darüber so froh, als wenn ihm einer ein ganzes Königreich geschenkt hätte; und weil er unermeßliche Reichthümer hatte, so gab er für die

Kaße einige Tonnen Goldes hin. Das Schiff eilte nun zurück. Wäre der Kaufmann, dem es gehörte, ein Betrieger gewesen, so würde er das Geld für sich behalten, und dem armen Richard nichts davon gesagt haben; aber er war ein grundehrlicher Mann. Kaum hatte er gehört, wie viel Geld die Kaße eingebracht habe, ließ er den Knaben vor sich kommen, erzählte ihm sein Glück, und versicherte, daß alles ihm allein gehören sollte. Er ließ ihn darauf die Handlung lernen; und da der junge Mensch fortfuhr treu, fleißig und sparsam zu seyn, so gab er ihm, da er erwachsen war, seine einzige Tochter zur Ehe, und setzte ihn zum Erben aller seiner Güter ein. Sehet, Kinder, so machte Richard Whittington sein Glück durch frühzeitige Sparsamkeit! Denn ungeachtet der Zufall das Mehreste dabey that, so war doch die Sparsamkeit des Knaben die erste Ursache von allem, was nachher erfolgte. Denn wäre er nicht haushälterisch gewesen, so würde er die Kaße nicht zum Verkaufe aufgefüttert haben; und hätte er sich durch seine Sparsamkeit nicht die Liebe seines Herrn erworben, so würde dieser ihm vielleicht nicht einmal erlaubt haben, das Käßchen für sich zu halten. Und dann würde der glückliche Zufall auch nicht erfolgt seyn.

Aber wie muß man es denn machen, wenn man sparsam seyn will? fragte Hänßchen, der jüngste Sohn des alten Ehrenreich.

Das will ich dir sagen, mein Kind, antwortete sein Vater. Sieh Hänßchen, die Sparsamkeit besteht darin, daß man alle seine Sachen gehörig in Acht nimmt; daß man sie zwar gebrauchet, wozu sie

bestimmt sind, aber sich hütthet, sie zu verderben, oder zu verlieren, oder gegen Raschwerk zu vertauschen. Wenn ihr, zum Exempel, eure Kleider zwar anziehet, aber so viel möglich zu schonen suchet; wenn ihr in euern Büchern zwar fleißig leset, aber sie nicht beschmuet oder zerreiſet; wenn ihr alles, was ihr gebraucht habet, wieder an seine rechte Stelle leget, damit es nicht verloren gehe; so seyd ihr sparsame Kinder. Ich sage: Gebrauchen könnet ihr alles, was euch gegeben ist, wenn ihr es nur dazu gebrauchet, wozu man es euch gegeben hat. Denn denket nicht, daß die Sparsamkeit darin bestehet, daß man alles, was man hat, aufhebt und verschließt, ohne für sich und andere Menschen Gebrauch davon zu machen. Nein, liebe Kinder, das ist der Geiz, und der Geiz macht euch nicht allein immer unglücklich, sondern er kann euch auch leicht in Gefahr setzen, arm zu werden.

„Nun, das verstehe ich doch in der That selbst nicht recht“, rief hier der Nachbar Gutwill ein. „Wie kann der Geiz einen in Gefahr setzen, arm zu werden?“

Wie er das kann? Nun muß ich mich wohl erklären. Erinneret ihr euch noch wohl an den ehemaligen Wechsler, der da unten auf der breiten Straße wohnte? Doch, was solltet ihr euch nicht daran erinnern, da er erst seit fünf Jahren todt ist? Nun war der in seinem Alter nicht so geizig, als man seyn kann? War er vorher, ehe er geizig wurde, durch die Erbschaft von seiner Großmutter nicht einer der reichsten Männer in der Stadt geworden? Und wurde er dessen ungeachtet zuletzt nicht als ein Bettler begraben? Woher kam denn das?

„Ich wüßte eben nicht, daß sonderbare Unglücksfälle Schuld daran gewesen wären.“

Ich auch nicht, wohl aber weiß ich, daß sein Geiz ihn arm gemacht hat. Um mit seinem geerbten Vermögen recht viel Geld auf einmahl zu gewinnen, ließ er sich zu gleicher Zeit in mannigfaltige große Handlungsgeschäfte ein. Dazu hätte er drey oder vier Kaufmannsbediente halten müssen; aber sein Geiz trieb ihn an, alles allein verrichten zu wollen, und weil er gleichwohl nicht für mehr, als für einen Menschen arbeiten konnte, so mußte er Manches unordentlich machen, oder vernachlässigen, wovon er Schaden litt. Seinem Gesinde gab er wenig Lohn und so schlechte Kost, daß es, um sein Leben zu erhalten, ihn bestehlen mußte. Selbst seinem Viehe entzog er die nöthige Nahrung. Daher stand ihm eine Kuh nach der andern, ein Pferd nach dem andern ab. Dann wollte er sich die Haare aus dem Kopfe reißen, und prügelte ohne Ursache Knecht und Magd; wofür ihm von der Obrigkeit eine Geldstrafe aufgelegt wurde. Sein Haus wurde baufällig. Mit wenigen Kosten hätte er es wieder herstellen können, allein auch diese reueten ihn, und am Ende fiel es gar zusammen. Kam ein Armer, und wollte eine Gabe von ihm haben, so wies er ihn ab; kam ein Nachbar, und wollte irgend ein Hausgeräth von ihm leihen, so glaubte er immer, daß es abgenutzt würde, und so schlug er es ihm ab, wenn es dem andern auch noch so nöthig war. Deswegen war ihm auch kein Mensch gut; kein Mensch woll-

te ihm wieder dienen; und wenn er irgend etwas von einem andern nöthig hatte, so mußte er es alle Mahl dreyfach bezahlen. Zuletzt wollte er alles selbst machen, sogar seine Kleider, um keinen Schneiderlohn bezahlen zu dürfen. Darüber versäumte er noch mehr seine wichtigen Geschäfte, und litt immer größern Schaden. Er selbst hatte sich nie satt gegessen; darüber wurde er nach einiger Zeit krank und elend. Er hätte vielleicht wieder gesund werden können; aber der Arzt und die Arzeneyen waren ihm zu theuer. Da er nach einer langen Krankheit, bey der seine Umstände immer schlechter wurden, endlich starb, hinterließ er nichts als einen schwächlichen Sohn, ein eingefallenes Haus, einige zerlumpte Kleider und den Rahmen eines niederträchtigen Geizhalses. Nun hatte ich nicht recht zu sagen, daß der Geiz ihn arm gemacht habe?

Hüthet euch also, ihr Kinder, vor diesem Laster, gebet nicht mehr aus, als nöthig ist, aber auch gewiß nicht weniger. Verkürzet niemahls den Arbeitsleuten ihren wohlverdienten Lohn, und wenn ihr einmahl selbst Bediente halten könnet, so gebet ihnen, so viel sie brauchen, um gesund zu bleiben, und nach ihrem Stande glücklich zu leben, damit sie nicht gezwungen werden, euch zu bestehlen. Wendet auf euren eigenen Leib, so viel als nöthig ist, um ihn gesund und stark zu erhalten. Geizet auch nicht an einem mäßigen Vergnügen für euch und eure Leute, noch an den Armen, wenn ihr im Stande seyd, ihnen Gutes zu thun. Aber alles, was überflüssig, ist euch schädlich. Mehr Klei-

der und Hausgeräth als ihr zu eurer Nothdurft und der eingeführten Wohlanständigkeit gemäß brauchet; mehr Gesinde als ihr nöthig habet; mehr Speisen, als der Mensch bedarf, um satt und vergnügt zu werden; mehr Vergnügen als erfordert wird, um sich zu neuen Arbeiten wieder geschickt zu machen: das alles verzehrt nach und nach euer Vermögen, und muß über kurz oder lang euch nothwendig unglücklich machen.

Setzt, ihr Lieben, da alles um uns ruhet, müssen auch wir unsern Körper durch einen sanften Schlaf erquicken, um zu unsern nöthigen Geschäften neue Kräfte zu sammeln. Morgen, wenn der Abendstern wieder am Himmel erscheint, will ich fortfahren, euch zu lehren, was ihr noch mehr zu thun habet, um gut und glücklich zu werden.

Da wünschten sie sich einander eine gute Nacht, und gingen froh zu Bette.

Zweytes Abendgespräch.

Von den Pflichten gegen andere.

Die Sonne hatte am folgenden Tage noch nicht ganz ihren Lauf vollendet, als Gutwill mit seinen Kindern sich schon wieder unter der Linde einfand. Nicht lange hernach erschien auch, von seinen eigenen Kindern begleitet, der alte Ehrenreich mit derjenigen heitern Miene, welche ihm eigen war, und welche man nicht ansehen konnte, ohne selbst vergnügt zu werden.

Meine lieben Kinder, sagte er, indem er sich niedersezte, auch eines nach dem andern umarmte, was ich euch gestern gesagt habe, würde bey nahe hinreichend seyn, euch glücklich zu machen, wenn ihr für euch allein leben könntet. Aber die Welt ist für euch allein nicht gemacht. So gut als ihr leben und glücklich seyn wollet, so gut wollen es andere auch seyn. Diese andern Menschen aber, mit denen ihr leben müßet, sind nicht immer gute und kluge Menschen; und wenn sie auch noch so gut und so klug sind, so sind sie doch immer Menschen. Ihr müßet also lernen, wie ihr es zu machen habet, daß ihr unter ihnen sicher und glücklich lebet, und daß sie selbst begierig werden, euch glücklich zu machen.

Für die Sicherheit ist nun wohl so ziemlich gesorget. Es war einmahl eine Zeit, Kinder, da man von keinem Könige, von keiner Obrigkeit etwas wußte. Jeder lebte, wie er wollte; jeder suchte sich allein so glücklich zu machen, als er es konnte. Keiner bekümmerte sich um den andern, keiner hatte dem andern etwas zu befehlen, jeder that, was ihm gefiel, und hatte sich vor keiner Strafe zu fürchten. Das war doch wohl ein glücklicher Zustand, nicht wahr? — Nun wir wollen hören, wie es weiter ging. Jeder also, wie ich sagte, dachte nur an sich, und keiner ließ sich einfallen, einem andern zu helfen. Fiel einem von ungefähr sein Pferd in einen Graben, oder blieb einem der Wagen stecken, oder wurde einer auf dem Wege krank, so gingen die andern Leute vorbey, und thaten, als wenn sie

das gar nichts anginge. Wenn nun derjenige, dem dieses begegnet war, sah, daß einer von denen, die ihn im Stiche gelassen hatten, auch in Noth gerieth, so wollte er ihm wieder nicht helfen, weil dieser ihm nicht geholfen hatte. Und so ließ immer der eine den andern in der Noth stecken. Nun sind aber tausend Dinge in der Welt, die ein Mensch nicht allein machen kann. Ihr könnet euch z. E. nicht allein eure Häuser bauen, eure Kleider machen, eure Speisen bereiten, euch schützen, wenn ein Stärkerer euch etwas zu Leide thun will. Da nun zu der Zeit jeder bloß für sich sorgte, so war überall große Noth. Dabey gab es noch über dieß böse Menschen, die andern das Ihrige nahmen, wenn sie stärker waren. Drey oder vier fielen über einen her, jagten ihn aus dem Hause, raubten seine Güter, und lebten von dem, was der andere mit seinem Schweisse erworben hatte. Indessen mußte dieser betteln, weil er allein so vielen nicht hatte widerstehen können. So lebten die armen Menschen in der ersten Zeit, immer in Furcht und nie sicher, daß nicht in dem nächsten Augenblicke einer kommen, und sie aus dem Ihrigen vertreiben würde. Endlich traten einige gute und kluge Menschen zusammen, und machten mit einander aus, daß sie sich unter einander beystehen wollten. Da aber jeder bald so, bald anders dachte, so konnten sie nicht viel ausrichten. Sie halfen zwar einander, aber ohne Ordnung, ohne Vernunft. Der kam bald, der spät; der griff an, der nicht. Die bösen Menschen hatten meist die Oberhand, und waren

schon im Besitze ihres Raubes, ehe noch die andern zusammen gekommen waren, die es ihnen verwehren wollten.

Da fielen die guten Menschen, welche sich verbunden hatten, einander beyzustehen, endlich auf den Gedanken, daß sie einen unter sich erwählten, und ihm alle gehorchen wollten, wenn er zum Besten ihrer Gesellschaft etwas befehlen würde. Sie machten aus, daß jeder diesem Einem etwas zu seinem Unterhalte geben wollte, damit er für die allgemeine Ruhe und Sicherheit, und für ihr Glück sorgen möchte. Daher sind die Könige entstanden.

Der König gab nun fleißig Acht, wenn ein böser Mensch dem guten etwas wegnehmen, oder zu Leide thun wollte. Sobald er etwas merkte, gab er ein Zeichen, und auf dieses Zeichen kamen alle herben, und widerstanden dem Feinde. Kam einer oder der andere nicht, wenn er doch hätte kommen können; so stießen ihn die andern aus der Gesellschaft. Denn sie sagten: Hätte der Feind dich angegriffen, so hätten wir alle kommen müssen, weil wir es versprochen hatten, und weil wir glaubten, daß auch du uns zu Hülfe kommen würdest. Willst du nun nicht kommen, und uns helfen, so wollen wir dir auch nicht mehr beystehen.

Das dauerte einige Zeit. Allein viele von den guten Menschen, die sich auf diese Art un-

ter einem Könige verbunden hatten, blieben selbst nicht lange gut, und einige derselben wollten auch lieber vom Raube als von ihrer eigenen Arbeit leben. Fing einer von diesen an, seinem Nachbar nach dem Seinigen zu streben; so stand wieder alles auf, und suchte den Beleidigten zu vertheidigen. Allein der andere hatte oft auch seine Freunde, und dann war in der Gesellschaft wieder nichts als Unruhe und Unsicherheit. Oft geschah es auch, daß man aus einem bloßen Verdachte einander anfiel. Die guten Menschen überlegten dieses endlich, und nun wurden sie eins, daß niemand als der König richten sollte, ob einer wirklich dem andern Unrecht thue, und nach dessen Eigenthume trachte oder nicht: und wenn der König sagen würde, er habe Unrecht, so sollte nicht allein dem, den der König so verurtheilen würde, niemand beystehen, sondern es sollte vielmehr die ganze Gesellschaft diesem Widerstand thun, und dem Beleidigten Recht verschaffen.

Ihr könnet leicht denken, daß der König dieses nicht lange allein besorgen konnte. So viele Streitigkeiten, die nach und nach entstanden, hätte er nicht allein schlichten können. Er suchte daher einige der Verständigsten unter den übrigen aus, die diese Streitigkeiten untersuchen, und in seinem Nahmen urtheilen sollten. Sehet Kinder, so entstanden Obrigkeiten und Gerichte.

Aber auch unter diesen waren oft dumme oder partyische Leute, welche dem einen mehr

als dem andern gemogen waren, und daher bald so, bald anders urtheilten. Heute hatte der Recht, morgen ein anderer Unrecht, obgleich beyde einerley gethan hatten. Da der König dieses merkte, so schrieb er einem jeden vor, wie er in allen Fällen urtheilen sollte, und daraus entstanden die Gesetze.

Durch diese Gesetze ward nun auch bestimmt, was ein jeder thun oder lassen sollte. Eine sehr nützliche Einrichtung! denn auch die besten Menschen können nicht alles einsehen, was ihnen und der ganzen Gesellschaft gut ist. Hätte ein jeder das Recht, darüber zu urtheilen, so denkt selbst, was daraus werden würde. Der würde sagen: Ja, es ist gut; der, nein; der, es muß so seyn; der, nein, so muß es seyn; und am Ende würde immer nichts zu Stande kommen. Denn viel Köpfe, viel Sinne. Geht es euch nicht oft so bey euren Spielen? Der eine sagt, wir wollen das spielen, der andere jenes. Und wenn ihr lange genug darüber gestritten habet, so ist endlich die Zeit zum Spielen vorbei, oder ihr habet euch getrennet, und jeder spielt nur für sich, welches lange nicht so angenehm ist, als wenn ihr zusammen spielet. So würde es auch in der Gesellschaft der Menschen gehen, wenn ein jeder nur so viel thun wollte, als er für gut hält. Es ist deswegen klug und gut, wenn nur einer, oder nur wenige sagen: Das ist gut; und wenn es alsdann die andern alle thun.

Nun dauerte die Gesellschaft wieder einige Zeit fort. Nach und nach aber entstanden in andern Gegenden noch mehr Gesellschaften, die oft dumm und nicht gut waren. Diese dummen Gesellschaften aber glaubten dann manchemahl, daß sie sich glücklich machen können, wenn sie die andern anfielen, und ihnen das Ihrige nähmen. Dadurch wurden die guten Gesellschaften oft beunruhiget; sie mußten ihre Arbeit und alles zurück lassen, um sich zu vertheidigen. Oft wurden sie mitten unter ihren Arbeiten überfallen, und konnten sich also nicht wehren; oft, wenn sie sich auch wehren konnten, wußten sie nicht, wie sie es jedes Mahl anstellen sollten; denn in dem Lärmen konnten sie den König nicht immer hören und verstehen. Sie kamen also auf den Einfall, ein Theil von ihnen sollte bloß zum Schutze der Gesellschaft leben. Diese sollten wachen, wenn die andern arbeiten oder schliefen; und wenn kein Feind vorhanden wäre, so sollten sie inzwischen lernen, wie sie sich bey jedem Angriffe und in jedem Vorfalle gegen den Feind verhalten müßten. Daher sind die Soldaten entstanden.

Diese Leute hatten nun wenig Zeit, die Felder zu bestellen, oder andere Arbeiten zu verrichten, und doch waren sie der Gesellschaft nützlich. Es wurde daher beschloffen, daß jeder von den übrigen etwas von seinem Verdienste und von seinem Vermögen dazu hingeben sollte, um diese zu erhalten. Dadurch verloren zwar jene etwas, aber sie gewannen dafür auch dieß, daß sie nun sicher und ru-

hig leben konnten, und nicht alle Augenblicke in Gefahr waren, an ihrer Arbeit gehindert zu werden. Nun, Kinder, wisset ihr, woher die Könige oder Fürsten, die Gerichte, die Gesetze, die Soldaten und die Abgaben entstanden sind; lernet nun auch, wie ihr es machen müßet, daß euch alle diese Dinge nützlich werden.

Wenn unser Kaiser, oder unser Landesfürst uns etwas befiehlt, so geschieht es fast immer zum Vortheile aller seiner Unterthanen. Wenn er Abgaben von uns verlangt, so werden sie zu unser aller Besten angewandt. Denn er muß Soldaten erhalten, die uns vertheidigen; er muß Gerichte unterhalten, welche uns gegen das Unrecht böser Menschen schützen; er muß verständige Männer besolden, welche allerley Mittel erfinden, wodurch seine Unterthanen immer glücklicher gemacht werden können; er muß weise Lehrer unterhalten, welche uns sagen, was wir zu thun und zu lassen haben, damit es uns wohl gehe. Zu dem allen brauchet er Geld; und da dieses zu unserm Besten verwendet wird, so ist es billig, daß er es auch von uns nehme. Wir müssen ihm also geben, was er uns abfordern läßt.

Aber wir müssen auch ihm und allen, die in seinem Nahmen befehlen, Gehorsam leisten. Denn da er allein dafür sorget, daß alle sicher und zufrieden leben können, so kann er auch mit Recht verlangen, daß jeder dasjenige thue, was er

ihm befehlen läßt, und wovon wir, seine Unterthanen, nicht so gut als er urtheilen, ob es nöthig sey oder nicht. Uns kommt es daher nicht zu, zu fragen, warum die Obrigkeit uns dieses oder jenes befehlen lasse; denn das können wir nicht immer einsehen. Unsere Pflicht ist zu gehorchen. Lasset euch also, wenn ihr einmahl groß geworden seyd, nicht von denen verführen, die immer über den Landesherrn und über die Gesetze klagen. Ihr wisset nur so viel, daß es euch nur glücklich macht, wenn die Gesellschaft, worin ihr lebet, glücklich ist. Wodurch aber die Gesellschaft glücklich werde, das wisset ihr nicht; das müßet ihr also denen überlassen, die es wissen, und die dazu bestellt sind, es euch anzugeben.

Überhaupt, meine lieben Kinder, ist der Gehorsam gegen diejenigen, welche uns zu befehlen haben, es sey unser Landesfürst, unser Herr, unser Vater oder unser Lehrer, eine unserer wichtigsten Pflichten; denn der Ungehorsam macht uns gewiß unglücklich. Ich habe euch Kindern z. B. erlaubet, auf dem Hofe, im Garten und unter der Linde herum zu spielen, so viel ihr wollet. Aber ich habe euch auch zugleich verbothen, zu dem Brunnen zu gehen, der auf dem Hofe ist. Übertretet ihr nun diesen meinen Befehl, so würdet ihr euer Leben in Gefahr setzen: oder wenn ihr auch das eine Mahl glücklich davon kämet, so würde es doch mit allen euren künftigen Vergnügungen auf einmahl auß seyn. Denn, weil ich

euch liebe, und gern verhindern möchte, daß ihr nicht zu Schaden kommet; so dürfte ich euch nicht mehr erlauben, auf den Hof, und von da in den Garten oder unter die Linde zu gehen, weil ich mich auf euren Gehorsam nicht mehr verlassen könnte, und immer besorgen müßte, daß ihr wieder zu dem Brunnen ginet. Anstatt also, daß ihr jetzt, so oft eure Schulstunden aus sind, euch hier unter Gottes freyem Himmel so manches Vergnügen machen könnet, müßtet ihr, so oft ich nicht Zeit hätte, selbst mit euch herauszugehen, euch gefallen lassen, in einer engen Stube zu sitzen, und lange Weite zu haben. Und würdet ihr dabey wohl vergnügt seyn können?

Hüthet euch also vor Ungehorsam, es sey, worin es wolle; es sey gegen mich oder gegen eure Lehrer, gegen eure künftige Herren oder gegen eure Obrigkeit. Denn alles, was euch von diesen befohlen oder verbothen wird, wird euch deswegen verbothen oder befohlen, weil ihr und andere Menschen sonst nicht glücklich werden könnet.

So ist uns z. B. verbothen, jemanden Schmerz zu verursachen, es sey, auf welche Weise es wolle; und es ist das Gesetz gegeben worden: Wer aus thörichtem Scherze oder aus strafbarer Unvorsichtigkeit oder gar aus Zorn und Bosheit einem andern Schmerz verursacht, der wird durch Schmerz gestrafet werden. Nach diesem Ge-

sehe wird derjenige, der jemanden schlägt, wieder geschlagen; derjenige, der jemanden tödtet, wieder getödtet; und glaubet ihr, Kinder, daß es gut wäre, wenn man dieses Gesetz uns nicht gegeben hätte? Wir wollen einmahl sehen.

Weißt du noch, mein lieber Wilhelm, (so hieß der siebenjährige Sohn des alten Ehrenreich), wie dich neulich der große Fuße mißhandeln wollte, da du allein nach der Schule gingest? Wie war doch das, erzähle es mir.

„Ich hatte ihm nichts gethan, lieber Vater, da kam er auf einmahl hergelaufen, und wollte mir den Zwieback wegnehmen, den mir die Mutter gegeben hatte, und da sagte ich, er sollte das bleiben lassen, es wäre mein Zwieback; und da wollte er mich schlagen, wenn ich ihm nicht gleich den Zwieback gäbe.“

Konntest du denn dich nicht wehren, mein lieber Sohn?

„Ach nein, Vater, es ist ja schon ein so großer Junge, daß er mich leicht zwingen kann.“

Wie machtest du es denn, daß er dich mit Frieden lassen mußte.

„Da er schon den Stoß in die Höhe hob, um mich zu schlagen, sagte ich, er sollte es nur thun; aber ich wollte es dem Herrn Lehrer sagen, so würde er wieder Schläge bekommen. Da ließ er es seyn, und ich behielt meinen Zwieback.“

Immerwird
 Siehst du, mein Sohn, fuhr hierauf Ehrenreich fort, wie gut das Gesetz ist, daß derjenige, der andern Schmerz verursacht, wieder Schmerz leiden muß. Wäre dieses Gesetz nicht gewesen, so würde der große Junge dir deinen Zwieback genommen, und wohl noch oben drein dich geprügelt haben. Aber so fürchtet er sich vor der Strafe, und ließ es bleiben.

Immerwird
 Sehet, Kinder, so ist es überall in der Welt. Daß wir sicher auf einer Straße gehen, sicher unsere Geschäfte verrichten, und ruhig schlafen dürfen, das haben wir lediglich diesem Gesetze zu verdanken. Wäre es nicht gegeben worden, so würde kein Mensch einen Augenblick seines Lebens sicher seyn. Der Stärkere würde den Schwächern, wo er ihn fände, überfallen, ihm das Seinige rauben, ihn mißhandeln, und wohl gar todt schlagen. Besonders würdet ihr, arme Kinder, recht übel daran seyn, weil ihr euch noch nicht wehren könntet. Man würde euch alles nehmen, was ihr habet; man würde euch beständig necken, veriren und schlagen, und wenn man wollte, würde man euch tödten, ohne daß ein Hahn darnach krähet. Ihr sehet also, wie gut es für euch ist, daß man diese Anordnung gegeben hat, und wie gern ihr sie befolgen müßet, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich machen wollet. Danket also demjenigen, der dieses weise Gesetz gegeben hat, und hüthet euch, es zu übertreten, und wenn es auch nur im Scherze wäre. Denn aus Scherz kann leicht Ernst werden; und man hat wohl eher gesehen, daß Leute, die

damit ansingen, sich aus Scherz zu schlagen, am Ende Mörder wurden. So ging es dem jungen Menschen, der hier vor sechs Jahren enthauptet wurde. Er wohnte mit einem andern Jünglinge auf einer Stube. Eines Tages, da er müßig war, fing er vor langer Weile an, sich mit seinem Freunde zu necken; aus dem Necken wurden scherzhafte Schläge, und aus diesen eine ernsthafte Schlägerey. Unglücklicher Weise traf er seinen Freund mit einem knotigen Stocke an die Schläfe, daß er todt zur Erde fiel. Er wollte entfliehen, aber die Gerichtsdienner hohlten ihn ein, und er mußte es mit seinem Leben bezahlen. Denn, sagten die Richter, wer Menschenblut vergießt, dessen Blut muß wieder vergossen werden.

Mit dem Diebstahle ist es eben so beschaffen. Wäre das Stehlen nicht verbothen, Himmel! wie würde es da wieder in der Welt hergehen? Kein Mensch würde etwas mit Sicherheit besitzen, kein Mensch, der etwas hätte, würde einen Augenblick ruhig seyn können. Es ist daher auch ein weises Gesetz, welches befiehlt, daß derjenige der einem andern Schaden zufügt, oder ihm etwas entwendet, nicht nur den Schaden oder das Entwendete wieder ersetzen, sondern auch noch über dieß eine schimpfliche oder peinliche Strafe leiden muß, damit sich andere Menschen daran spiegeln mögen. Nun können wir so ziemlich unbesorgt seyn, weil unser Eigenthum durch dieses Gesetz gesichert ist; denn die Strafe, welche auf den Diebstahl folget,

ist so groß, daß keiner, der nicht ein sehr abgehärteter Bösewicht ist, sich leicht gelüsten läßt, jemanden etwas zu entfremden. Ein erkannter und überführter Dieb wird von der Obrigkeit mit Gefängniß, oder gar am Leben gestrafet, und wenn er nicht überwiesen werden kann, aber doch in dem Verdachte der Dieberey bleibt, so wird er von allen Menschen gehasset und verachtet. Niemand läßt ihn gern in sein Haus, niemand in seinen Garten oder auf sein Feld gehen. Kann man es nicht verwehren, so schließt man alles vor ihm zu; man hat immer die Augen auf ihn; man schickt ihm Leute nach, welche zusehen müssen, daß er nichts mitnehme. Will er etwas von andern leihen, so vertraut es ihm kein Mensch an, wenn er es auch noch so gewiß wieder zu geben versprache. Befällt ihn ein Unglück, so hat niemand Mitleiden mit ihm; wird er dürftig, so getraut sich niemand, ihn aufzunehmen, und gemeinlich wird ein solcher Mensch arm und elend.

Auch in Ansehung dieses Lasters, ihr lieben Kinder, müßet ihr euch vor dem Anfange hütten. Niemand wird gleich im Anfange ein Dieb im Großen. Gemeinlich fängt man mit kleinen Betriegeren an; dann erlaubt man sich allerley Mäschereyen, und wenn einem das auch zur Gewohnheit geworden ist, so wird man endlich ein wirklicher Dieb, erst im Kleinen, dann im Großen.

Wisset ihr noch die Geschichte von dem Diebe, der eben, da er gehangen werden sollte, sei-

ne Mutter ins Ohr biß? Ich habe sie auch neulich erzählt, wer hat sie behalten?

Ich, ich, rief der kleine Wilhelm, und fing folgende Erzählung an:

Es war einmahl ein Dieb, der sollte gehangen werden. Da er schon unter dem Galgen war, sah er seine Mutter, die erbärmlich weinte. Da sagte er zu dem Scharfrichter, er möchte ihm doch erlauben, erst noch ein Wort mit seiner Mutter zu sprechen; und der Scharfrichter sagte, das könnte er thun. Da ging er hin zu seiner Mutter, und that, als wenn er ihr etwas ins Ohr sagen wollte, und da biß er sie auf einmahl so gewaltig ins Ohr, daß die alte Frau laut zu schreyen anfang. Da sagten alle Leute, die zugegen waren: Das muß doch wohl ein rechter Bösewicht seyn, der kurz vor seinem Tode seine Mutter ins Ohr beißen kann. Aber der Dieb antwortete: Ihr lieben Leute, wundert euch nicht darüber. Wisset, daß diese meine Mutter die Ursache meiner Schande und meines Todes ist. Da ich noch ein Kind war, gewöhnte ich mir das Naschen an, und meine Mutter strafte mich nicht darüber. Da ich noch in die Schule ging, stahl ich meinen Schulkameraden die Bücher; und wenn ich nach Hause kam, freuete sie sich darüber, und verkaufte die Bücher. Das machte, daß ich immer mehr Lust zum Stehlen bekam, bis ich endlich ein großer Dieb wurde. Hätte meine Mutter mich gleich Anfangs bestrafet, so würde

es nicht so weit mit mir gekommen seyn. Deswegen biß ich sie ins Ohr, um — um — wie war's doch weiter, lieber Vater?

„Nun, Wilhelm, sagte der Vater, um ihr auf eine empfindliche Weise zu erkennen zu geben, daß sie die Ursache seines Todes sey.“ Sehet, Kinder, so geht es immer: Mit kleinen Lastern fängt man an, mit großen hört man auf. Hüthet euch also vor kleinen Betriegeren, vor jedem kleinen Diebstahle, und wenn es auch nur eine Stecknadel beträfe; so werdet ihr nie in Versuchung gerathen, größere zu begehen.

Denn im Grunde ist jede Art von Betriegeren ein wirklicher Diebstahl. Und wenn sie auch von der Obrigkeit nicht alle Mahl so strenge bestrafet wird, so machet sie doch den Betrieger gewiß eben so unglücklich, als die Dieberey den Dieb. Wenn einer, zum Exempel, etwas kauft, und zahlet nicht das versprochene Geld dafür, oder etwas borget, und gibt es nicht zurück, so will ihm nachher kein Mensch mehr etwas verkaufen, kein Mensch mehr etwas borgen. Und würdet ihr es nicht selbst so machen? Wenn ihr einem euern Rock oder euern Hut geliehen hättet, und er gäbe ihn euch nicht wieder, würdet ihr ihm nochmahls etwas leihen? Mehr als ein Mahl läßt man sich nicht betriegen. Ein Mensch, welcher einmahl betrogen hat, ist daher eben so

schlimm daran, als ein Dieb; er wird eben so sehr gehaßt und gefürchtet; man will eben so wenig mit ihm zu thun haben; und wenn er dann in Noth geräth, so nimmt sich seiner eben so wenig jemand an. Das hat man an dem Buchhalter meines seligen Freundes gesehen, von dem ich euch erst gestern erzählt habe. Da dieser böse Mensch sich durch seine Betriegerereyen Geld genug gesammelt hatte, so wollte er eine eigene Handlung für sich anlegen. Er kaufte daher so viel Waren ein, als er für sein Geld erhalten konnte. Nun bekommt aber ein Kaufmann nicht immer bares Geld für seine Waren, sondern er muß oft den Leuten etwas borgen, und hat daher auch selbst Credit nöthig, wenn er wieder neue Waren einkaufen will. Diesem betriegerischen Menschen aber wollte keiner etwas verkaufen, wenn er nicht bares Geld zeigte, weil jeder besorgte, von ihm betrogen zu werden. Da er nun sein eigenes Geld verborgt hatte, und keiner ihm etwas leihen wollte, so mußte er seine Handlung von Tag zu Tage kleiner machen; und weil er zugleich von dem Gelde, welches er täglich lösete, leben mußte, so ging sein ganzes Vermögen in zwey Jahren gänzlich darauf. Und da war keiner, der sich seiner annahm, weil er von allen gehasset wurde. Da er sich nun des Bettelns schämte, so wollte er sich durch Stehlen ernähren. Allein er wurde bald entdeckt, weil jeder auf ihn Achtung gab; und der Richter erkannte ihm die Strafe zu, daß er eine schwere Kette an der einen Hand und an dem einen Fu-

Sittenb. f. St. D

ße tragen, und so Zeitlebens an der Karre schieben sollte, damit er keinen mehr betriegen oder bestehlen könnte. So, oder auf eine ähnliche Weise pflegt es den Betriegern am Ende immer zu gehen.

Aber nicht allein bey dem Handel, sondern auch in eurem ganzen Umgange mit allen Menschen müßet ihr wahrhaft und aufrichtig seyn, sonst werdet ihr euch den Haß der ganzen Welt zuziehen. Die Menschen können die Absichten und Gedanken ihrer Nebenmenschen nicht errathen, sie müssen sich also auf das verlassen, was ihnen gesagt wird. Saget man uns nun die Wahrheit nicht, so thun wir allerley Dinge, die uns Schaden bringen. Deswegen sind die Menschen von je her den Lügern so feind gewesen. Der erste Schade, den ein Lügner hat, ist der, daß man ihm niemahls wieder glaubet, auch wenn er wirklich die Wahrheit sagt. So ging es dem kleinen Martin, der sich sehr schlimm dabey befand. Er hatte sich einige Mal eine böshafte Freude daraus gemacht, die Nachbarn anzuführen, indem er auf der Straße auf einmahl ein klägliches Geschrey erhob, als wenn ihm, ich weiß nicht, was für Leid geschehe. Wenn dann die Nachbarn ihm zu Hülfe kamen, da lachte er sie aus, daß sie sich von ihm so hätten anführen lassen. Einst, da er wieder auf der Straße spielte, kam auf einmahl ein toller Hund auf ihn zugelaufen. Martin, der weder fliehen, noch sich verteidigen konnte, fing an, aus Leibeskräften zu

schreyen: Hülfe! Hülfe! Die Nachbarn hörten es; aber sie dachten, daß er sie wieder anführen wollte, und kamen ihm nicht zu Hülfe. Da fiel der tolle Hund über ihn her, und biß ihn todt. Das hatte er also von seinem Lügen.

Hierzu kommt noch dieß, daß ein Lügner gemeiniglich sein ganzes Leben hindurch ein schlechter Mensch bleibt, und fast niemahls gebessert werden kann. Ein Kind mag noch so viel andere Untugenden angenommen haben, es sey nur aufrichtig, so hat es keine Noth; durch verständiger Leute Rath kann ihm noch geholfen werden, wenn es nur immer offenherzig gesteht, was es begangen hat. Suchet es sich aber zu verstellen, suchet es seine Fehler, statt sie zu gestehen, geheim zu halten und zu beschönigen; so ist Hopfen und Malz an ihm verloren. Denn es ist mit unsern Untugenden, ihr lieben Kinder, wie mit unsern Krankheiten. Wenn ein Kranker seinen Arzt belüget, ihm nicht alles, was ihm fehlet, offenherzig bekennet; so kann dieser ihm nicht die rechte Arzney verschreiben, und dann muß es immer schlechter mit ihm werden. Eben so können verständige Leute einem Kinde, welches seine Fehler zu verbergen suchet, nicht rathen, was es thun müsse, um sich diese Fehler wieder abzugewöhnen. Dann muß ein solches Kind nothwendig immer lasterhafter werden, bis es endlich ein vollkommener Bösewicht wird. Aufrichtigkeit ist daher die größte und nothwendigste Tugend eines Kindes, so

wie das Lügen unter allen das gefährlichste Laster ist, worein es fallen kann.

Wenn es lauter vernünftige Menschen gäbe, so wären die bösen Folgen der Lügen hinreichend, einen jeden davon abzuschrecken. Aber so wie es viele Leute gibt, die dumm genug sind, sich voll zu trinken, ob sie gleich wissen, daß sie dadurch krank und elend werden; so hat es auch oft Leute gegeben, welche die Unwahrheit sprachen, ob sie gleich wußten, daß sie dadurch Treu und Glauben verlieren, und wenn es heraus käme, überall würden gehasset und verfolgt werden. Diese Leute waren desto eher geneigt zum Lügen, weil sie so schwer zu überführen waren. Denn wer kann immer erforschen, was der andere denkt? Indessen war doch allen daran gelegen, daß man ein Mittel fände, wodurch man diese Leute bewegen könnte, die Wahrheit zu sagen. Das beste Mittel schien der Eid. Gebet Acht, Kinder, ich will euch dieses Wort erklären.

Ihr müßet wissen, daß die Menschen von je her für gewiß geglaubet haben, daß Gott alles, so gar die Gedanken der Menschen weiß, daß er alles thun kann, was ihm gefällt, und daß er alles Böse verabscheuet und strafet. Auch wir, eure Väter, und alle andere vernünftige Menschen sind von dieser Wahrheit überzeuget. Wenn nun jemand etwas als wahr angibt, und man sonst nichts erfahren kann, ob es sich wirklich so verhalte; so sagen die Richter zu ihm:

„Sieh, wir wissen nicht, ob du die Wahrheit sagest oder lügest. Wüßten wir es, so würden wir dich wohl strafen, wenn du lügest; an unserer Statt aber wird es Gott thun; denn Gott liebet die Wahrheit; Gott hasset und bestrafet die Lügen.“ Dieses sagen sie, und um gewisser zu seyn, daß der, welcher etwas für wahr angibt, auch so denket, lassen sie ihn eben das auch sagen, und das nennet man einen Eid. So oft also jemand einen Eid schwöret, so bekennet er öffentlich; er glaube, daß Gott alles weiß, was er denke, und daß Gott ihn strafen wird, wenn er die Unwahrheit sage. Wenn nun jemand einen falschen Eid schwöret, das heißt, wenn er Gott zum Zeugen einer Unwahrheit anruft; so gibt er dadurch zu erkennen, daß nichts auf der Welt ist, so er noch achtet, wenn er seinen Vortheil sieht; und daß er durch nichts, weder durch Menschen, noch selbst durch Gott kann abgehalten werden, allen Menschen zu schaden, wo er Gelegenheit dazu findet. Einen solchen Menschen, Kinder, sieht man an, wie den Wolf, der nur vom Raube leben kann. Man hält sich eher nicht sicher vor ihm, als bis er von der Erde ausgerottet ist, und überläßt ihn dann dem Gott, dessen Strafe er gering geachtet hat. —

Einen Eid schwören ist daher eine Sache von der äußersten Wichtigkeit, wozu wir nie anders als mit der größten Überlegung, und nur dann schreiten müssen, wenn es uns zur Pflicht gemacht wird. Wer leichtsinnig, oder ohne da-

zu verpflichtet zu seyn, schwöret, gibt dadurch zu erkennen, daß er ein Mensch sey, dem man nicht auf sein bloßes Wort glauben dürfe, und einem solchen Menschen glaubet man gemeinlich auch dann nicht, wenn er eine Betheuerung hinzusetzt. Denn man denkt: wer sich kein Gewissen daraus macht, zu lügen, wenn er nicht dabey geschworen hat, der wird sich auch kein Gewissen daraus machen, seine Lügen mit Eidschwüren zu bekräftigen. Und das findet man auch wirklich in der Erfahrung bestätigt. Wollet ihr also für glaubwürdige Menschen gehalten werden, so machet es euch zum Gesetze, niemahls etwas zu betheuern, niemahls zu schwören, es müßte denn seyn, daß euch die Obrigkeit dazu aufforderte. Aber hütet euch auch, jemahls eine Lüge zu sagen; denn gewiß, Gott unterscheidet auch ohne Eid Wahrheit und Lüge, und strafet diese ganz gewiß. Auch geschieht es selten, daß Unwahrheiten verborgen bleiben. Kommen sie nun an den Tag, so glaubet euch kein Mensch mehr; kommen sie aber auch nicht heraus, so habet ihr wenigstens beständig die Furcht und die Angst, daß ihr verrathen werden könntet, und dieses ist schon eine Qual, die weit größer ist, als aller Vortheil, den ihr durch Lügen erwerben könntet.

Ihr habet nun gesehen, wie viel euch daran gelegen sey, daß ihr mit Wissen und Willen euren Nebenmenschen keinen Schaden zufüget; und wie sorgfältig auch durch die Gesetze vorgebauet ist, daß kein Mensch dem andern freywillig schä-

den dürfe. Aber oft geschieht es auch, daß einer ohne seinen Willen dem andern Schaden thut. So ist neulich in dem nächsten Dorfe jemanden ein Ochse ausgerissen, und hat einem andern ein Stück junge Saat abgefressen. Der, welcher den Schaden litt, wollte ihn von dem Herrn des Ochsens ersetzt haben, weil dessen Nachlässigkeit Schuld daran gewesen war, daß der Ochse sich los gemacht hatte. Dieser aber wollte sich zu keiner Schadloshaltung bequemen. Was geschah? Ein Paar Tage hernach ließ der, welcher den Schaden gelitten hatte, sein Vieh auf die Saat des ungerechten Mannes treiben, dem dadurch noch einmahl so viel Schaden zuwuchs, als er hätte ersetzen sollen. Man hat freylich kein Recht, sich auf eine solche Art an seinem Nebenmenschen zu rächen; aber dieses Unglück hätte er vermeiden können, wenn er den Schaden gleich ersetzt hätte. Ihr sehet daraus, daß es wiederum sehr weislich von den Gesetzgebern gehandelt ist, indem sie verordnet haben: daß derjenige, durch dessen Schuld, oder auch bloße Vernachlässigung und Unachtsamkeit ein anderer Schaden leidet, diesen Schaden ersetzen soll. Und so verhält es sich mit allen andern Gesetzen, welche uns vorgeschrieben sind. Alle zielen auf unser eigenes und unserer Nebenmenschen Bestes ab. Wir wären also verbunden, dasjenige, was sie uns vorschreiben, zu erfüllen, auch wenn kein Mensch uns dazu bezwänge, weil unser eigener Vortheil darauf beruhet. Wie viel mehr müssen wir sie zu beob-

achten suchen, da die Übertretung derselben noch außer dem von der Obrigkeit bestrafet wird.

Wohl uns, meine lieben Kinder, daß wir unter Gesetzen und Obrigkeiten stehen! Durch Gesetze kommt Ordnung, durch Ordnung Glückseligkeit in die Welt. Sehet nur in der ganzen Natur, wie der allweise Schöpfer selbst alles nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnet hat. Sehet ihr dort den lieben freundlichen Mond allmählich hinter dem Gebirge hervorsteigen? Wie regelmäßig ist der Gang, den Gott ihm vorgeschrieben hat! wie genau bestimmt sein Zunehmen und sein Abnehmen! So wie er in einem Monathe kommt und geht, zunimmt, und abnimmt, so thut er es auch in dem andern Monathe. Eben so regelmäßig; eben so abgemessen ist der Lauf aller übrigen Planeten. Da wird nirgends eine Abweichung, nirgends eine Verwirrung wahrgenommen. Alles kommt und geht, erscheint und verschwindet in ununterbrochener Ordnung. Sehet ihr Lieben, dadurch hat Gott uns Menschen gelehrt, daß auch unsere Handlungen nach weisen Gesetzen müssen geordnet seyn, wenn Ruhe und Glückseligkeit unter uns wohnen sollen. Noch einmahl also, wohl uns, daß wir Gesetze haben, und daß Obrigkeiten gesetzt sind, welche über die Beobachtung derselben wachen müssen!

Hier schweig der Greis, und schweigend waren alle Gesichter gegen den herrlichen Mond gewendet, der nun in seiner ganzen Freundlichkeit am

Himmel stand. Manche rührende Empfindung schwoll bey dieser stummen Betrachtung in Ehrenreichs und Guttrills Rufen auf. Erdlich drückten sie einander die Hände, und jeder führte seine Lieb-linge zur Ruhe.

Drittes Abendgespräch.

Von den Pflichten der Gesellschaft.

Die vorhergehenden Gespräche des alten Ehrenreich waren für alle so ergehend gewesen, daß die ganze Gesellschaft am folgenden Abende noch eine gute Stunde vor Sonnenuntergange sich wieder bey der Linde einfand, und auf ihn wartete. — Schon hier, meine Lieben? sagte er, indem er sich freundlich zu ihnen gesellte. Es ist noch zu früh, ich dachte immer, ihr spieltet erst noch eine Stunde, ehe wir unser Abendgespräch anfangen.

„Spielen!“ antworteten die Kinder, und sahen einander traurig an.

Nun, ich freue mich, ihr Guten, fuhr Ehrenreich fort, ich freue mich herzlich, euch so begierig nach meinem Unterrichte zu sehen, daß euch die Lust zum Spielen hierüber vergangen ist. Zur Belohnung will ich euch etwas recht Merkwürdiges sehen lassen. Kommet, folget mir.

Er führte sie in den Garten, Hier hatte er einen jungen Bienenschwarm in einem gläser-

nen Bienenkorb eingefangen, in welchem man ihrer Geschäftigkeit zusehen konnte. Das war ein Vergnügen anzusehen. Die einen kamen von den Blumen zurück geflogen, und brachten ein Klümpchen Wachs mit, welches sie sich an die Füße geklebt hatten. Andere, welche in dem Häuschen waren, nahmen ihnen dieses Wachs bey der Thür ab, und brachten es hinein. Wiederum andere plätteten die kleinen Wachsklümpchen, und noch andere machten alsdann kleine Zellen daraus. Einige brachten Honig ein, und füllten die Zellen damit an, und eine unter ihnen, die sie alle vorzüglich zu bedienen schienen, und welche man daher die Königin nennet, legte in einige Zellen Eier, aus welchen wieder junge Bienen werden sollten. Kurz, jede hatte ihr eigenes Geschäft, und keine blieb müßig. Die Kinder waren außer sich vor Freuden, da ihnen das alles gezeigt wurde.

Der alte Ehrenreich sagte darauf: Hier, Kinder, könnet ihr von kleinen unvernünftigen Thieren lernen, was Ordnung und gesetzmäßiges Betragen für eine schöne Sache sey. Was meint ihr, was daraus werden würde, wenn alle diese Bienen thun könnten, was sie gelüstete, und wenn nicht jede ihr besonders angewiesenes Geschäft hätte? Da würde jede nur für sich sorgen, nur so viel Honig einsammeln, als sie täglich brauchte; die jungen und diejenigen alten Bienen, welche sich auf das Honigsammeln nicht verstehen, würden verschmachten; und wenn endlich der Winter heran nahet, so würden alle umkommen müs-

fen, weil sie sich keinen Vorrath gesammelt hatten. Diesem allen wird durch ihre gesetzmäßige Einrichtung vorgebeuget, und ihr sehet, wie wohl sie sich dabey befinden. Kinder, so müssen es die Menschen auch machen, wenn es ihnen wohl gehen soll.

Während dieser Worte waren sie wieder bey ihrem vorigen Plaze angekommen.

Aber, liebe Kinder, fuhr er fort, Vieles, was ihr thun müisset, um glücklich zu leben, ist durch die öffentlichen Gesetze nicht bestimmt worden. Ich habe euch schon gesagt, und ihr wisset es auch aus der wenigen Erfahrung, die ihr selbst habet, daß ihr ohne Beyhülfe anderer Menschen nicht glücklich werden könnet. Bisweilen könnet ihr freylich wohl diese Hülfe erkaufen, wenn ihr euch z. B. einen Bedienten miethet, oder ein Kleid oder sonst etwas von andern machen lasset; allein, meine lieben Söhne, wo wollet ihr so viel Geld hernehmen, wenn ihr alles bezahlen solltet, was andere Menschen dazu beytragen müssen, damit es euch wohl gehe? Wenn jemand von euch in einen tiefen Graben fiele, und ihr riefet einen, der eben vorbey ginge, euch zu helfen, wie würde es euch gefallen, wenn der euch nicht anders herausziehen wollte, als für bare Bezahlung, und wenn ihr gerade kein Geld bey euch hättet? Oder ihr wolltet euch einen angenehmen Zeitvertreib machen, und eure Freunde wollten euch nicht eher dazu behüflich seyn, als hiß

ihr ihnen dieses oder jenes versprächet? Nicht wahr, das würde ein verdrießliches Leben geben? Ihr müßtet in kurzer Zeit arm werden, und wenn ihr auch noch so viel Geld hättet. Aber forget nicht, Kinder. Eben so nöthig, als ihr die Hülfe, den Rath und die Freundschaft anderer Menschen brauchet, eben so sehr brauchen sie die eurige auch. Wenn sie sehen, daß ihr geneigt seyd, ihnen zu helfen, wo ihr dazu im Stande seyd; wenn sie sehen, daß ihr sie warnet, wo sie Schaden nehmen können, oder ihnen guten Rath gebet, wie sie dieses oder jenes anfangen müssen, um vergnügt zu werden; oder wenn sie merken, daß sie in euerm Umgange Vergnügen finden, weil ihr gefällig, dienstfertig und artig seyd, so werden sie von selbst eben so viel, und oft noch mehr für euch thun, als ihr thut.

Ihr müßtet also keine Gelegenheit übersehen, wo ihr sie dieses merken lassen könntet. Die geringsten Kleinigkeiten sind dazu oft schon genug. Ein Gruß, ein freundlicher Blick, ein Besuch, eine kleine Dienstleistung ist oft schon hinreichend genug, euch die Gunst eurer Nebenmenschen zu verdienen. Ich habe einmahl auf einem Spaziergange einen Knaben von ungefähr acht Jahren, der vor meinen Augen ins Wasser fiel, glücklich errettet, und seinen Ältern nach Hause gebracht. Ich that es aus Liebe zu dem Kinde, dessen Vater ich kaum zwey Mahl gesprochen hatte. Einige Wochen hernach wurde ich krank. Da hättet ihr sehen sollen, Kinder, wie der

ehrlische Mann mir meinen Dienst belohnte. Er ging fast nicht von meinem Bette; er schickte mir alle Tage das gesundeste Essen, das er nur vermochte; er fuhr ohne mein Wissen nach einem vier Meilen von hier entlegenen Orte, und hohlte einen geschickten Arzt, der mich wieder herstellte; und wer weiß, ob ich nicht schon längst gestorben wäre, wenn der Mann nicht so für mich gesorgt hätte. Lasset euch also das ja gesagt seyn, daß ihr alle Menschen, die um euch sind, liebet, und so viel ihr könnet, forget, daß ihnen wohl seyn möge. So oft ihr selbst sehet, daß jemand eurer Hülfe benöthiget ist, so stellet euch gleich in Gedanken an seine Stelle, und ihn an die eurige. Alsdann fraget euch selbst: Was würde ich wohl von diesem Menschen erwarten; wenn er ich und ich er wäre? und was ihr dann von ihm wünschet, das thut ihm auch.

Ich habe euch neulich eine Fabel erzählt, wobey ihr euch an die Pflichten der Dienstfertigkeit erinnern könnet; habet ihr sie behalten?

Jacob, Gutwill's ältester Sohn, erinnerte sich zuerst daran, und erzählte sie mit folgenden Worten:

„Die Glieder des menschlichen Körpers wurden einmahl überdrüssig, sich einander zu dienen, und wollten es nicht mehr thun. Die Füße sagten: Warum sollen wir allein euch andern alle tragen und fortschleppen? Schaffet euch selbst Füße, wenn ihr gehen wollet. Die Hände sagten: Warum sollen wir allein für

„euch andere alle arbeiten? Schaffet euch selbst
 „Hände, wenn ihr welche brauchet. Der Mund
 „brummte: Ich müßte wohl ein großer Narr
 „seyn, wenn ich immer für den Magen Spei-
 „se kauen wollte, damit er sie nach seiner Be-
 „quemlichkeit verdauen möge. Schaffe er sich selbst
 „einen Mund, wer einen nöthig hat. Die Au-
 „gen fanden es gleichfalls ganz sonderbar, daß
 „sie allein für den ganzen Leib beständig auf
 „der Wache stehen, und für ihn sehen sollten,
 „und so sprachen auch alle übrigen Glieder des
 „Leibes, und eines kündigte dem andern den
 „Dienst auf. Was geschah? Da die Füße
 „nicht mehr gehen, die Hände nicht mehr arbei-
 „ten, der Mund nicht mehr essen, die Augen
 „nicht mehr sehen wollten, gerieth der ganze
 „Körper binnen zwey Tagen in einen so gro-
 „ßen Verfall, daß alle Glieder zu welken und
 „nach und nach abzusterben anfingen. Da er-
 „kannten sie ihre Thorheit, machten von neuem
 „den Bund der gegenseitigen Dienstfertigkeit,
 „und jedes einzelne Glied befand sich wohl
 „dabey.“

Das war recht gut erzählt, mein Sohn,
 fuhr der alte Ehrenreich fort, indem er ihn
 freundlich an die Wangen klopfte. Gewisse Leu-
 te, ihr Kinder, sind bloß aus Trägheit undienst-
 fertig; andere hingegen gar aus Neid. Ein ab-
 scheuliches Laster! Ich will euch sagen, worin
 es besteht. Es gibt gewisse thörichte und ver-
 wöhnte Menschen, welche mit dem, was sie ha-

ben, sich so wenig zu begnügen wissen, daß sie unzufrieden werden, so oft sie sehen oder hören, daß es andern Leuten wohl oder gar besser, als ihnen geht. Wenn sie zum Beyspiele, sehen, daß ein anderer ein bessers Kleid trägt, als das ihrige ist; oder wenn sie von jemanden etwas Gutes rühmen hören, welches sie selbst nicht an sich haben; so werden sie immer mißvergnügt darüber. Dieses Mißvergnügen nun, welches ein solcher Mensch über das Glück eines andern empfindet, wird Neid genannt. Nun müßet ihr aber wissen, daß neidische Menschen überall gehasset werden. Denn da sie nicht gern sehen, daß es einem andern wohl geht; so helfen sie andern ungern, und rathen ihnen selten, und deswegen hilft ihnen auch niemand gern. Was haben die dummen Menschen davon? Nichts als Mißvergnügen. Wenn sie klug wären, so sollten sie sich über das Glück ihrer Nebenmenschen freuen; dann würden diese sich auch wieder über ihr Glück freuen, und es zu befördern suchen. Aber weil sie dumm sind, so thun sie das Gegentheil, und daher geht es ihnen dann auch so, wie es dem kleinen Peter Neidhard ging, dessen Geschichte ich euch, wenn ich nicht irre, schon einmahl erzählt habe. Nicht so?

Die Kinder konnten sich nicht besinnen, und der alte Ehrenreich fuhr fort.

Peter Neidhard war der Sohn eines rechtschaffenen Vaters, der alles, was er im Ber-

mögen hatte, daran wenden wollte, seinen Sohn recht gut erziehen zu lassen. Er schickte ihn daher auf eben dieselbe Schule, auf welcher ich damahls von meinen Ältern gehalten wurde. Nun waren da viele Kinder reicher Leute, welche etwas besser gekleidet gingen, als er. Das verdross den kleinen Thoren. Aber er ließ es dabey nicht bewenden, sondern suchte, wo er nur konnte, den andern die schönen Kleider zu beschmutzen und zu verderben. Dieß war der Anfang seines Neides. Hätte er damahls in sich kehren, seinen Fehler erkennen, und sich bessern wollen, so wäre es noch Zeit gewesen. Weil er aber, das nicht that, so wurde es immer schlimmer mit ihm. Nach und nach fing er an seinen Schulkameraden auch alles Vergnügen zu mißgönnen, welches sie mit ihren Spielen genossen, und zeigte sich als einen so unleidendlichen Spielverderber, daß die Lehrer sich genöthiget sahen, ihn von unserm Vergnügen auszuschließen. Das ärgerte ihn nun noch mehr, und der Verdruß über unser Vergnügen beschäftigte seine ganze Seele so sehr, daß er niemahls recht Achtung gab, wenn wir etwas lernen sollten. Daher konnte er dann auch niemahls so gut antworten, als wir andern, wenn uns das Gelernte abgefragt wurde. Natürlichlicher Weise bezeigten dann die Lehrer uns ihre Zufriedenheit, ihm aber ihre Unzufriedenheit. Neue Ursachen zur Verdrießlichkeit! Kurz, das ging von Tag zu Tage, von Stufe zu Stufe und am Ende so weit, daß er nach einiger Zeit ganz unfähig wurde, etwas Nützliches zu lernen, weil

seine Seele ohne Unterlaß mit Mißvergnügen über unsern guten Fortgang umnebelt war. So verstrich nun seine ganze Jugendzeit, ohne daß er die mindeste Geschicklichkeit erwarb, wodurch er sich nachher in der Welt hätte forthelfen können. Dabey hatte er die beständige Kränkung, daß kein Mensch etwas mit ihm zu thun haben wollte, weil man sich vor seiner Gesellschaft, wie vor der Gesellschaft eines Ausfägigen, scheute. Da er nun groß geworden, und das ganze Vermögen seines rechtschaffenen Vaters an ihn verwendet war, so sollte er sich prüfen lassen, um ein Amt zu erhalten, wovon er sich und seine armen Altern hätte erhalten können. Aber man fand, er habe so wenig gelernet, daß man ihm kein Amt anvertrauen konnte. Er wurde also abgewiesen. Er sah sich dann genöthigt, sein Leben lang als ein Taugenichts und Landstreicher sich in der Welt herum zu treiben, und oft bey denen um eine Mahlzeit, oder um ein altes Kleidungsstück zu betteln, deren Vergnügen er in seiner Jugend auf alle mögliche Weise zu stören gesucht hatte. — Nun saget, Kinder, hättet ihr wohl an dieses Peters Reidhards Stelle seyn mögen? Doch, das brauche ich ja erst nicht zu fragen, wer will gern unglücklich seyn!

Vermeidet also das Laster des Neides, und gewöhnet euch vielmehr, an jedem Glücke eurer Nebenmenschen einen recht freudigen Antheil zu nehmen. Um es aber dahin zu bringen, müßet ihr sorgfältig über euer Herz wachen, daß es

Sittenb. f. St. E

von Stolz und Hochmuth frey bleibe. Denn ein hochmüthiger Mensch bildet sich gemeiniglich ein, daß alles nur für ihn erschaffen sey, und er kann deswegen nicht leiden, daß es andern Menschen besser, als ihm gehe. Neid und Hochmuth sind daher von je her mit einander verbunden gewesen. Ein hochmüthiger Mensch aber kann niemahls glücklich seyn. Denn bald sieht er Menschen, welche Vorzüge haben, die er selbst nicht hat, und ärgert sich darüber; bald sieht er andere, welche eben dieselben Vorzüge haben, die er hat, und wird von neuem unzufrieden, daß er nicht der einzige ist, der sie hat. Wie schwach ein solcher Mensch am Verstande seyn müsse, erhellet auch daraus, daß er es recht eigentlich darauf anlegt, seine Absicht zu verfehlen. Er wünscht nämlich, sich geehrt, und über alle anderen Menschen erhoben zu sehen. Aber weil er selbst gegen jedermann stolz, und alle anderen um sich verachtet, so verachten ihn deswegen alle anderen wieder, und das kränkt ihn dann gar sehr. Wäre er hingegen selbst bescheiden, höflich und gefällig gegen andere, so würden diese sich wieder eben so gegen ihn betragen, und dann würde er Freunde haben. Denn die Menschen sind durchgängig eben so geneigt, denjenigen, der sie liebt, und ihnen Achtung erzeigt, wieder zu lieben und hoch zu schätzen, als sie geneigt sind, denjenigen zu hassen und zu verachten, der ihnen selbst auf eine gehässige und verächtliche Weise begegnet.

Indem ich aber vom Hochmuth rede, so müßet ihr euch in Acht nehmen, nicht die Ehr-
 liebe damit zu verwechseln, welche kein Laster,
 sondern vielmehr eine nöthige Tugend ist. Ich will
 sehen, ob ich den Unterschied euch begreiflich ma-
 chen kann.

Beide, sowohl der hochmüthige, als auch
 der ehrliebende Mensch kommen darin überein,
 daß sie von andern geehrt zu seyn verlangen,
 und sich vor der Schande fürchten. Die Ehre
 aber besteht in der guten Meinung, welche an-
 dere Menschen von uns und unserer Auffüh-
 rung haben, so wie im Gegⁿtheile die Schande
 in dem schlimmen Urtheile anderer über uns und
 unsere Aufführung besteht. Nun gibt es eine wah-
 re und eine falsche Ehre, so wie es auch eine wahre
 und eine falsche Schande gibt. Wenn nämlich das
 gute oder schlimme Urtheil, welches man über uns
 fället, gegründet ist, so haben wir wahre Ehre,
 oder wahre Schande; wenn dieses Urtheil hin-
 gegen nicht gegründet, das ist, wenn wir es
 in der That nicht verdienen, daß man so gut oder
 so schlimm über uns urtheilet, so hat man uns fal-
 sche Ehre bezeiget, oder uns mit falscher Schande
 belegt.

Der erste Unterschied nun zwischen einem
 ehrliebenden und hochmüthigen Menschen be-
 steht darin, daß jener die gute Meinung ande-
 rer von sich und seiner Aufführung durch wirklich

gute Handlungen zu verdienen, dieser hingegen auf alle mögliche Weise, es sey mit Recht oder Unrecht, sie zu erzwingen suchet. Der Ehrliebende also trachtet nur nach wahrer Ehre; dem Hochmüthigen hingegen ist es bloß darum zu thun, geehrt zu werden, er mag es verdienen oder nicht. Jener wird daher niemahls etwas Unedles unternehmen, um sich hervor zu thun; diesem hingegen ist es gleichviel, ob sein Betragen an sich schön oder häßlich ist, wenn er es nur so einrichten kann, daß er von andern gerühmet werde. — Der zweyte Unterschied zwischen beyden ist dieser, daß der Ehrliebende gar wohl leiden mag, daß andere Menschen auch ihre Vorzüge haben, die ihnen Lob erwerben, der Hochmüthige nicht. Dem ist jede gute Eigenschaft, welche ein anderer besitzt, ein Dorn im Auge, der ihm empfindliche Schmerzen macht. Er kann daher nicht eher ruhen, noch rasten, bis er die gute Meinung, welche andere von einem solchen Menschen haben, verschlimmert hat.

Daher kommt es dann auch, daß hochmüthige Menschen gemeinlich dem häßlichen Laster der Verleumdung und Verkleinerung ergeben sind. Erfahren sie nämlich den geringsten Fehler eines andern, so breiten sie ihn überall aus, und lachen und freuen sich darüber, daß ihr Nebenmensch gefehlet hat. Oft, wenn sie keine wirklichen Fehler an jemanden bemerken können, legen sie sich aufs Lügen, und dichten ihm allerley Feh-

ler an, die er niemahls hatte. Bemerken sie hingegen an jemanden etwas Gutes, so nehmen sie sich wohl in Acht, davon zu reden, oder wenn in ihrer Gegenwart davon gesprochen wird, so geben sie sich alle mögliche Mühe, dieses Gute zu verkleinern. Nun, Kinder, was dünket euch von solchen Leuten?

„O! das müssen ja häßliche Menschen seyn, antworteten die Kinder.“

Sa wohl häßliche Menschen, fuhr unser Aelter fort, aber auch recht dumme Leute, so ver schlagen sie in andern Stücken immer seyn mögen. Denn sie machen, daß jedermann sie verabscheuet, und daß keiner mit ihnen umgehen will, weil kein Mensch es gern hat, wenn man übel von ihm spricht, und ihn verächtlich machet. Ein verleumderischer Mensch hat daher gar keinen wahren Freund, und zu seiner gewöhnlichen Gesellschaft hat er nur solche Leute, welche sich gleichfalls das Nachreden angewöhnt haben. So lange solche Leute bey einander sind, stellen sie sich, wer weiß, wie freundschaftlich, gegen einander, und reden nur von Abwesenden Böses; kaum sind sie aber auseinander gegangen, so lästert einer den andern, so viel er immer kann. Das sind euch rechte Freunde, nicht wahr?

Gemeiniglich ist das Verlangen, für einen witzigen Menschen gehalten zu werden, die erste Verführung zur Verleumdung. Man sucht seine

Gesellschaft durch Spöttereien über gegenwärtige oder abwesende Personen zum Lachen zu bewegen, und ist dieses einige Mal gelungen, so wird die Begierde, andere lächerlich und verächtlich zu machen, immer stärker, bis man ihr am Ende gar nicht mehr widerstehen kann.

Hüthet euch also, ihr Lieben, vor der Neigung der Spöttereien, und vor jeder Art von Tadelsucht. Gewöhnet euch vielmehr an, von allen Menschen, besonders von Abwesenden, ohne dringende Noth nichts als Gutes zu sagen, und wenn ihr etwas Böses von jemanden wißet, so verschweiget es, so lange euch keine besondere Pflicht zum Reden zwingt. Reden andere Leute in eurer Gegenwart von einem Abwesenden Böses, so nehmet euch seiner an, und vertheidiget oder entschuldiget ihn, so gut ihr könnet. Dieß wird euch bey allen Menschen beliebt machen, und alle werden dadurch geneigt werden, euch eben denselben Dienst zu erweisen, wenn von euch in eurer Abwesenheit auch einmahl übel gesprochen wird.

Überhaupt, meine lieben Kinder, seyd versichert, daß die mehresten Menschen sich so gegen euch verhalten werden, wie ihr euch gegen sie verhaltet. Wenn ihr euch gegen andere bescheiden, dienstfertig und freundlich beweiset, so werden auch sie sich eben so gegen euch betragen. Besonders ist die Freundlichkeit ein sicheres Mittel, sich beliebt zu machen, so wie hingegen ein

mürrisches und verdrießliches Wesen uns bey jedermann verhaßt machet. Einem freundlichen, liebreichen Gesichte kann fast keiner widerstehen. Es zwingt uns, wir mögen wollen oder nicht, denjenigen zu lieben an dem wir es bemerken. Eben so unmöglich ist es uns, einem Menschen gut zu seyn, der immer verdrießlich und mürrisch ist. Kein Mensch mag gern mit ihm umgehen, weil man in seiner Gesellschaft unmöglich vergnügt seyn kann. Auch scheuet man sich, ihm irgend einen Dienst zu erweisen; denn gemeiniglich danket er mit einer so sauren Miene, daß man nie weiß, ob man es ihm auch so recht gemacht hat. Solche Leute haben daher selten einen wahren Freund, und selten werden ihnen Gefälligkeiten erwiesen; denn eine freundliche Miene ist ja doch das Wenigste, was man für seinen Dienst erwarten kann.

Solche mürrische Leute sind gemeiniglich auch zum Zorne geneigt. Sie werden nämlich bey der geringsten Beleidigung, welche oft nur Scherz oder Mißverständnis war, so gleich außer sich gesetzt, und schlagen zu, oder schelten und fluchen, als wenn man ihnen noch so viel zu Leide gethan hätte. Das ist eine gefährliche Krankheit der Seele, die denjenigen, der damit behaftet ist, gewiß unglücklich machet. Denn der Zorn ist eine Art von Raserey, in der wir tausend Dinge begehen, die wir nachher zu bereuen Ursache haben. Ich habe euch schon einige traurige Geschichten davon erzählt, und könnte, wenn es nöthig wäre, euch

noch viele andere von Leuten erzählen, die im Zorne Todtschläger wurden, und unter Scharfrichters Hände sterben mußten. Aber wenn auch dieß nicht zu besorgen wäre, so würde uns der Zorn an sich schon elend genug machen. Habet ihr, meine Kinder, schon jemahls einen zornigen Menschen gesehen?

„Ach ja, lieber Vater, riefen die Kinder, die beyden Männer, die sich da neulich auf der StraÙe prügelten, die waren recht zornig.“

Nun, habet ihr bemerkt, wie diese beyden unsinnigen Leute ansahen? wie ihre Gesichter verzerrt waren, wie der Schaum ihnen vor dem Munde stand, und wie sie vor Wuth kaum reden konnten? Könnet ihr euch einbilden, daß ihnen wohl dabey gewesen? Und sah man ihnen es nicht vielmehr deutlich genug an, daß sie innerlich ganz entsetzlich leiden mußten? Gewiß, der Zorn muß eine schmerzhaftige Empfindung seyn.

Dazu kommt noch dieses. Weil es so unangenehm und so gefährlich ist, mit zornigen Leuten umzugehen, so flieht jedermann ihre Gesellschaft, und sie müssen daher auf alle Freuden der Geselligkeit und der Freundschaft Verzicht thun. Sogar unbekannte Leute scheuen sich vor ihnen, weil man es ihrem Gesichte ansieht, daß sie leicht wüthend werden können. Man geht ihnen daher aus dem Wege, wie gewissen Thieren, von denen man sich nichts Gutes versieht, und wenn sie dann

einmahl fremder Hülfe benöthiget sind, so haben sie keinen Freund, der sich ihrer annähme. In der That ein kläglicher Zustand!

Eben so elend werden andere Menschen durch das Laster der Unversöhnlichkeit. Es gibt nämlich gewisse, nicht bloß dumme, sondern auch zugleich sehr böshafte Menschen, die gar keinen Fehler, gar keine Beleidigungen anderer vergeben können, und wenn derjenige, der sie beleidiget hat, es auch noch so sehr bereuet. Das sind abermahls eben so gefährliche, als unglückliche Leute. Denn da auch die besten Menschen fehlen, und aus Unwissenheit oder Übereilung jemanden beleidigen können, so muß jeder sich fürchten, mit einem unversöhnlichen Menschen Gemeinschaft zu haben. Denn wenn man es nur im Geringssten mit ihm versteht, so wird er gleich unser beständiger Feind, der nichts als Rache sucht. Wer mag mit einem solchen Menschen etwas zu thun haben? Und was gewinnt er dabey? Was kann es ihm nützen, wenn ein anderer Mensch unglücklich wird? Will er andere dadurch abschrecken, daß sie ihm nicht beleidigen, so schrecket er zugleich auch seine Freunde ab, daß sie ihm nicht helfen, weil sie ihn dabey unvermuthet beleidigen können. Macht sich also ein solcher Mensch nicht äußerst unglücklich? Denn wie kann ein Mensch unglücklicher seyn, als wenn ihn niemand liebet, niemand mit ihm umgehen, niemand ihm helfen will, und wenn sich jedermann vor ihm fürchtet?

Weit klüger also handeln die versöhnlichen Menschen, welche die ihnen zugesetzte Beleidigung bald vergeben und vergessen können. Sie machen sich nicht bloß denjenigen, gegen welchen sie sich so großmüthig bezeigen, sondern auch alle anderen Menschen, die etwas davon hören, zu Freunden. Denn wir können uns unmöglich enthalten, denjenigen zu lieben, an dem wir Güte und Großmuth wahrnehmen. Und wenn wir einen solchen Menschen auch niemahls gesehen haben, so müssen wir ihm doch gut seyn, so bald man uns eine solche edle That von ihm erzählet. Versuchet es einmahl, ob ihr einem gewissen Joseph gram seyn könnet, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will.

Vor alten Zeiten lebte ein Mann, der hieß Jacob. Dieser hatte zwölf Söhne, die ihm alle lieb waren. Aber am liebsten unter allen hatte er einen der jüngsten von ihnen, Namens Joseph, weil dieser unter allen der artigste und gehorsamste war. Das verdross nun die andern; ihr Neid und ihre Bosheit gingen am Ende so weit, daß sie ihn umbringen wollten. Sie warfen ihn nämlich, da sie mit ihm allein in einem großen Walde waren, in eine tiefe Grube, worin er verhungern sollte. Nur einer unter ihnen hatte noch einiges Mitleid mit ihm. Da dieser eben fremde Kaufleute vorbeiziehen sah, beredete er die andern, daß sie ihren Bruder wieder aus der Grube heraus zogen, und diesen Kaufleuten als einen Knecht verkauften. Denn damahls kaufte und verkaufte man Menschen, wie man jetzt das Vieh zu Markte bringt. Diese

Kaufleute führten nun den armen Joseph weit weg in ein fremdes Land, und seine böshaftern Brüder machten ihren alten Vater glauben, daß den lieben Sohn ein Wolf im Walde aufgefressen habe. Dem armen Joseph gings in dem fremden Lande Anfangs ziemlich gut. Aber da die Frau seines Herrn ihm einmahl etwas Böses zumuthete, und er es nicht thun wollte, so verleumdete sie ihn bey ihrem Manne so sehr, daß er ihn ins Gefängniß werfen ließ. Hier hatte er Gelegenheit, einem vornehmen Manne, den der König, ich weiß nicht warum, in eben das Gefängniß hatte setzen lassen, einen Dienst zu leisten, und da dieser wieder auf freyem Fuße war, so erinnerte er sich seiner bey einer guten Gelegenheit, und empfahl ihn dem Könige. Der König ließ ihn zu sich kommen, und da er fand, daß er ein sehr verständiger und redlicher Mensch war, so gewann er ihn sehr lieb, und machte ihn endlich gar zu seinem ersten Minister. Nun fügte es sich nach einigen Jahren, daß eine sehr theure Zeit einfiel. Glücklicher Weise hatte Joseph es vorgesehen, und so viel Korn aufgekauft, daß er nun das ganze Land damit versorgen konnte.

In allen andern Gegenden war große Hungersnoth, auch da, wo der alte Jacob mit seinen Söhnen wohnte. Das bewog den alten Mann, seine Söhne nach demjenigen Lande zu schicken, in welchem Joseph (den er für todt hielt) noch Korn zu verkaufen hatte. Kaum waren die Kinder Jacobs angekommen, so wurden sie von Joseph er-

kannt; sie selbst aber erkannten ihn nicht, weil er sich verändert hatte.

Wäre nun Joseph unversöhnlich und rachgierig gewesen, was hätte er nicht alles mit seinen Brüdern vornehmen können? Er brauchte ihnen nur kein Getreide zu geben, so hätten sie verhungern müssen. Er hätte sie können züchtigen, ins Gefängniß werfen, ja hinrichten lassen, wenn er gewollt hätte. Auch war die Beleidigung, die sie ihm zugefügt hatten, nicht geringe, und er würde sie nach allem Rechte dafür haben bestrafen können. Was that er aber? Nachdem er ihnen zum Scheine ein wenig Angst gemacht hatte, gab er sich ihnen zu erkennen, sagte statt aller Vorwürfe weiter nichts, als: Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, Gott aber hat es gut gemacht; umarmte sie darauf als Brüder, ließ seinen alten Vater dazu holen, beschenkte sie alle reichlich, und gab ihnen die schönste Gegend im Lande, wo sie an allen einen Überfluß hatten. Nun saget, Kinder, könnet ihr euch enthalten, diesem Joseph gut zu seyn? Und gleichwohl habet ihr ihn niemahls gesehen. Zu einer andern Zeit will ich euch seine Geschichte weitläufiger erzählen?

Noch muß ich euch vor einer Untugend warnen, welche schon manchen Menschen viel Verdrießlichkeiten zugezogen hat. Es gibt nämlich Leute, welche gar nichts verschweigen können, und durch ihre Schwachhaftigkeit sich und andern oft großes Unglück zuziehen. Das sind auch dumme Leute,

die sich oft an ihrem eigenen Glücke hindern. Denn durch ihr Geschwätz entstehen allerley Zänkereyen und Feindschaften, oft unter den besten Freunden. Deswegen meidet sie jedermann, auch diejenigen, denen sie geschadet haben, können nicht umhin, sie zu hassen. Alle suchen sie aus ihrem Hause, und von ihrem Umgange auszuschließen. Zu einem verschwiegenen Menschen hingegen haben alle Leute Vertrauen, und es kann daher nicht fehlen, daß er nicht auf eine oder die andere Weise sein Glück machen sollte. Ich muß euch doch ein Beyspiel davon erzählen, welches ich irgend einmahl in einem Buche gelesen habe.

Einige von euch wissen schon, daß es vor Zeiten ein mächtiges Volk gab, welches man die Römer nannte. Dieses Volk hatte damahls keine Könige, sondern es ließ sich von vielen alten Männern regieren, welche Rathsherrn hießen. Diese Rathsherrn pflegten nun zu gewissen Zeiten zusammen zu kommen, und sich über allerley wichtige Dinge mit einander zu bereden, und wenn da etwas vorkam, welches nicht alle Leute wissen sollten, so waren alle verpflichtet, es geheim zu halten. Zuweilen pflegten die Väter auch ihre Söhne mit in die Versammlung zu nehmen, damit sie recht früh mit den Angelegenheiten des Vaterlandes bekannt werden, dasselbe lieb gewinnen, und mit größerem Eifer sich zu tüchtigen Männern bilden möchten. So pflegte oft ein junger Mensch, Namens Papius, mit seinem Vater diesen Rathsversammlungen beizuwohnen. Einst, da er aus einer solchen Versammlung nach Hause kam, verlangte seine Mutter von ihm zu wis-

sen, was an diesem Tage im Rathe vorgefallen sey. Die Mutter erwiederte der Sohn, ich wollte euch gern alles erzählen, aber es ist mir verbothen worden. Aber die Mutter wollte die Entschuldigung nicht gelten lassen, sondern drohete mit Strafen, wenn er ihr nicht alles wieder sagete. Der junge Mensch, der sich in dieser Verlegenheit gar nicht zu helfen wußte, fiel endlich auf den Gedanken, die Neugierde seiner Mutter zu befriedigen, ohne gleichwohl die theure Pflicht der Verschwiegenheit zu brechen. Er antwortete ihr also, man hätte sich darüber berathschlaget, ob es nicht besser sey, daß ein jeder Mann, statt Einer zwey Frauen habe. Kaum hatte die thörichte Frau dieses gehört, als sie, wie wahnsinnig, zu allen ihren Freundinnen lief, und ihnen das Geheimniß mittheilte. Diese wurden eben so sehr darüber aufgebracht, und am folgenden Tage liefen alle in die Rathversammlung, und schrien den Männern die Ohren so voll, daß diese auf den Gedanken geriethen, den Weibern allen sey der Kopf verrückt worden. Da trat der junge Mensch hervor, und sagte, er müßte seinen Fehler nun gestehen, er habe das, worüber die Frauen sich beschwerten, seiner Mutter weiß gemacht, weil er sich vor ihrer Neugierde nicht zu retten gewußt hätte. Die Rathsherrn gaben ihm zwar einen Verweis, daß er seiner Mutter nicht ehrerbietig genug begegnet war, aber seiner Klugheit und Verschwiegenheit wegen gewannen sie ihn alle recht sehr lieb, und ob sie schon aus Besorgniß vor schlimmen Folgen, die Gewohnheit, junge Knaben mit in den Rath zu nehmen, abschafften; so erlaubten sie doch dem

jungen Papius zu seiner nicht geringen Ehre, dieses Vorrecht die ganze Zeit seiner Jugend hindurch allein zu genießen, und gaben ihm zum Andenken einen besondern Zunamen, der sich auf seine Nachkommen fortpflanzen, und ein beständiges Denkmahl seiner rühmlichen Verschwiegenheit seyn sollte.

Ich habe euch die Geschichte bloß deswegen erzählt, weil ihr daraus lernen könnet, wie sehr die Menschen die Verschwiegenheit zu schätzen und zu belohnen pflegen. Denn sonst war es freylich gar nicht hübsch, daß der junge Römer seiner Mutter eine Unwahrheit sagte; so wie es auch von der Mutter sehr häßlich war, daß sie etwas zu wissen verlangte, das sie nichts anging, und das ihrem Sohne zu sagen verbothen war. —

Hüthet euch also, ihr lieben Kinder, etwas auszulaudern, wovon ihr vermuthen könnet, daß man es nicht gern bekannt gemacht wissen wolle; sonst wird jedermann euch als Verräther fliehen, und ihr selbst werdet niemahls einen treuen Freund erlangen, in dessen Busen ihr eure eigenen Geheimnisse verwahren könnet. Denn ein Verräther wird von jedermann gehasset, selbst von denen, welchen er dadurch zu dienen glaubet. Nur dumme Leute also, welche nicht Verstand genug haben, um einzusehen, daß sie sich selbst am meisten dadurch schaden, können in dieses Laster verfallen.

Am allerdümmsten und am allerbösesten aber sind die Undankbaren. Das sind diejenigen Leute, welche empfangene Wohlthaten vergessen, oder ihrem Wohlthäter wohl gar noch zu schaden suchen. Solche Leute geben öffentlich zu erkennen, daß sie niemanden etwas Gutes zu erweisen im Stande sind; denn wollen sie nicht einmahl demjenigen etwas Gutes thun, der ihnen vorher selbst wohl gethan hat, wie werden sie es andern thun, die ihnen noch keinen Dienst erweisen konnten? Dergleichen Leute machen sich gar unglücklich; denn wenn sie einmahl gezeiget haben, wie schlecht sie die Dienste belohnen, die man ihnen leistet, so wird kein Mensch mehr die geringste Neigung haben, ihnen ferner zu dienen. Ein Undankbarer wird daher von allen Menschen als ein Ungeheuer, vor dem man sich in Acht nehmen muß, verabscheuet, und man hütet sich, so sehr man immer kann, mit ihm in Gemeinschaft zu gerathen. Fraget z. B. einmahl euch selbst, ob ihr wohl mit einem gewissen Inkle, dessen Geschichte ich euch jetzt erzählen will, etwas zu thun haben möchtet.

Dieser Inkle war ein Kaufmann. In der Hoffnung, viel Geld zu gewinnen, ging er zu Schiffe, und reisete nach einem Lande, welches man erst kürzlich entdeckt hatte. Es heißt Amerika. Damahls wurde dieses Land größten Theils von Menschen bewohnet, welche man Wilde nennet, weil sie beynahе wie die wilden Thiere in den Wäldern lebten. Die Reise ging ganz gut von Statten; aber da sie nahe bey dem Lande angekom-

men waren, erhob sich ein plötzlicher Sturmwind. Dieser warf das Schiff gegen einen Steinfelsen, daß es in Stücken zerfiel. Diejenigen Leute, welche nicht schwimmen konnten, mußten ertrinken; die andern aber, welche mit genauer Noth das Ufer erreichten, wurden von den wilden Menschen umgebracht. Dem einzigen Inkle nur glückte es, in einen Wald zu entfliehen, wo er sich zwischen Büschen verbergen konnte. Hier warf er sich ganz verzweiflungsvoll auf die Erde, ungewiß, ob der Hunger oder die Wilden ihn tödten würden.

Auf einmahl hörte er ein Geräusch. Ein wildes Mädchen sprang aus dem Gebüsch hervor, sah ihn da liegen, und stuzte. Anstatt aber, daß sie ihm etwas hätte zu Leide thun wollen, sah sie ihn freundlich an, und gab ihm durch ein Zeichen zu verstehen, daß er ihr folgen möchte. Er that es. Sie führte ihn in eine kleine Hütte, sprach ihm durch Lächeln Muth ein, setzte ihm allerley Früchte vor, um seinen Hunger zu stillen, und zeigte ihm eine Wasserquelle, woraus er trinken könnte; dabey liebte sie ihn so zärtlich, bewachte ihn so treu, und war für sein Wohlergehen ungemein bekümmert.

Und so lebten sie nun einige Monathe hindurch, und gewannen einander immer lieber. Sie erfanden auch bald eine Sprache, wodurch sie sich einander ihre Gedanken mittheilen konnten. Da erzählte nun Inkle seiner Narico (so hieß das gute, wilde Mädchen) oft etwas von seiner Vaterstadt, wie es da ganz anders, als in ihrer Wildniß sey, wie man

Sittenb. f. St. 8

da in großen Häusern wohne, in Kutschen fahre, schöne Kleider trage, und was er alles mehr sagte. Wenn ich dann mit dir wäre, setzte er hinzu, wie glücklich wollte ich dich machen!

Das gute Kind weinte dann vor Freuden, und lief oft nach dem Ufer hin, um zu sehen, ob noch kein Schiff vorbey fahre, welches sie mitnehmen könnte. Endlich erblickte sie eines, und kam eilig ihren Inkle davon zu benachrichtigen. Das Schiff, welches unterdessen gelandet war, nahm beyde auf, und setzte bald darauf seinen Lauf nach einer gewissen Insel fort, auf welcher Menschen, wie bey uns das Vieh zu Markte gebracht werden. Hier fiel dem habfüchtigen Inkle ein, daß er auf seiner langen Reise gar nichts gewonnen habe, und daß er ärmer wieder nach Hause kommen würde, als er abgereiset sey. Das beunruhigte ihn sehr. Endlich gerieth er auf den abscheulichen Gedanken, seine arme Yarikō als Sclavinn zu verkaufen, um dadurch wenigstens zu etwas Gelde zu kommen. Vergebens fiel die Unglückliche vor ihm auf die Knie, weinte und flehte; nichts konnte den Unmenschen erweichen. Grausamer! rief sie endlich aus, ist dieß der Dank für so viele Wohlthaten? Erinnere dich, daß nur ich dir das Leben gerettet, und bis jetzt mit der zärtlichsten Sorgfalt versüßet habe! und was antwortete der Bösewicht? „Hört ihr's? rief er dem Kaufmanne, an dem er sie verhandeln wollte, zu: „sie ist ein gutmüthiges Geschöpf, ihr könnet mir „wohl noch drey Pfund Sterling mehr geben.“ Der Kaufmann gab sie ihm, und der Unmensch ging mit dem Gelde davon.

Hier hielt der alte Ehrenreich ein, und die Kinder, welchen die hellen Thränen in den Augen standen, konnten eine Zeitlang gar nicht reden, so gerührt waren sie. Endlich fragte der Alte: Nun Kinder, möchtet ihr den Sankle wohl zu eurem Freunde haben?

„Bewahre der Himmel, riefen die Kinder, das mußte ja ein abscheulicher Mensch seyn! wer wollte mit ihm etwas zu thun haben!“

Ihr habet recht, fuhr Ehrenreich fort, eben so denken andere Leute auch. Keiner kann einen undankbaren Menschen ausstehen. Vermeidet also meine Kinder, vermeidet ja auf das sorgfältigste dieses und alle die andern Laster, vor welchen ich euch gewarnt habe. Denn euer ganzes Glück hängt davon ab, daß die Leute, mit denen ihr leben müßet, euch wohl wollen und euch lieben, und das werden sie gewiß thun, wenn auch ihr ihnen zeigt, daß ihr sie liebet, und ihnen wohl zu thun bereit seyd.

Vorzüglich aber suchet, euch die Leute zu Freunden zu machen, und zu behalten, die mit euch unter einem Dache wohnen. Diese haben die meisten Gelegenheiten, euch zu dienen, zu helfen, und das Leben angenehm zu machen. Eure Altern sind schon von selbst geneigt, euch zu lieben; aber wenn ihr sie nicht wieder liebetet, und ihnen nicht gehorsam wäret, so könnten sie auch anfangen, gleichgültig gegen euch zu werden; und wenn andere sehen sollen, daß ihr eure Altern nicht liebet,

die euch so viel Gutes gethan haben, so würden sie euch, und zwar mit Recht, für undankbar halten, und dann würde euch kein Mensch mehr lieben können. Denn denket nur, wie sauer ihr euern Ältern bisher geworden seyd! Eure Mutter mußte euch mit Schmerzen gebären, mußte, so wie euer Vater, beständig für euch wachen, damit ihr nicht zu Schaden kämet, und beyde mußten für euch arbeiten, um etwas zu erwerben, wovon sie euch speisen, kleiden und erziehen konnten. Wenn ihr nun für alles das sie nicht lieben wolltet, würde das nicht der größte Undank von der Welt seyn?

Aber nicht bloß Undank, sondern auch außerordentliche Dummheit wäre es, wenn ihr eure Ältern nicht recht herzlich lieben, und ihnen folgen wolltet. Sie sind so viel älter als ihr; sie haben so viel Erfahrung; sie können so manches Gute lehren; sie machen euer Glück zu dem ihrigen; und wer könnte sie zwingen, das alles für euch zu thun, wenn sie es nicht freywillig und aus Liebe thäten? Scheinen sie euch ein wenig hart zu seyn, indem sie euch etwas untersagen, oder euch strafen, so denket immer, daß sie das aus weiser Liebe thun, und daß sie euch gewiß kein Mißvergnügen verursachen würden, wenn sie nicht überzeugt wären, daß es zu eurem Besten gehöre. Denn es ist unmöglich, daß Ältern ihren Kindern ohne Ursache etwas zuwider thun, oder sie hassen sollen, und wenn ich es vor Augen sähe, so glaubete ich es nicht. Es wäre eben so viel, als wenn einer sich selbst hassen wollte.

Auch eure Lehrer haben vorzügliches Recht auf eure Liebe und auf eure Folgsamkeit; denn sie lieben euch eben so aufrichtig, als eure Ältern, und suchen auch eben so sehr als sie, euer wahres Beste zu befördern. Es würde daher sehr undankbar von euch gehandelt seyn, wenn ihr sie nicht wieder lieben, sondern durch Ungehorsam betrüben wölltet. Auch würde es euch selbst am meisten zum Schaden gereichen. Denn wenn ihr das väterliche Wohlwollen eurer Lehrer verwirkt hättet; so würden sie euch nicht mehr mit eben der Freude, wie bisher, unterrichten können, und dann würde euch das Lernen, welches euch jetzt so viel Vergnügen macht, gar sehr beschwerlich fallen. Bemühet euch daher, so viel ihr könnet, euren Lehrern Freude zu machen, und sie werden auch darauf bedacht seyn, euer eigenes Vergnügen zu befördern.

Habet ihr Geschwister oder Schulfreunde, so bedenkhet, daß auch diese euch viel Vergnügen oder Mißvergnügen machen können, je nachdem ihr von ihnen geliebet oder gehasset werdet. Liebet ihr euch unter einander, und suchet ihr einer den andern glücklich zu machen, so werdet ihr gerne beyammen leben; liebet ihr sie aber nicht, so denket selbst, was das für ein elendes Leben ist, wenn ihr nothwendig eine lange Zeit mit einem Menschen umgehen müßet, den ihr nicht liebet, und von dem ihr selbst nicht geliebet werdet. Überdieß ist ein Bruder, oder ein Hausfreund auch immer eher im Stande, uns zu helfen als andere; denn er kennt unsere Umstände am besten, und unser Glück ist auch ihm nützlicher als

andern. Es muß uns daher sehr daran gelegen seyn, von ihm geliebet zu werden.

Habet ihr endlich auch Dienstbothen, so lasset sie vor allen Dingen merken, daß ihr ihnen gern Gutes thut. Ihr wisset, daß ihr nicht immer bey ihnen seyn könnet. Verlasset ihr euch bloß auf den Lohn, den ihr ihnen gebet, so werden sie auch nur so viel arbeiten als nöthig ist, um zu verhindern, daß ihr sie nicht abschaffet. Sehen sie hingegen, daß ihr billig, mitleidig, gütig, wohlthätig gegen sie seyd, so werden sie von selbst alles thun, was zu eurem Besten gereichet. Denn da denken sie gewiß: Wird unser Herr noch glücklicher, noch reicher und vergnügter, als er jetzt ist; so wird er uns auch immer mehr Gutes thun, da er schon jetzt so gut ist. In eurem Hauswesen müßet ihr also vor allen Dingen euch überall durch Dienstfertigkeit, Güte, Wohlthätigkeit und Dankbarkeit Freunde zu machen, und auch außer eurem Hause jedermann zu gewinnen suchen, damit jedermann euch wieder diene, wenn er kann.

Und glaubet nicht, daß das bloß die Reichen und Großen können. Der ärmste, der geringste Bettler kann euch oft den wichtigsten Dienst erweisen, und gemeinlich pflegen solche Leute erkenntlicher und dienstfertiger als die Reichen zu seyn.

Das hat mein Better, der Verwalter zu Neuen-
dorf, wohl erfahren, fiel hier der Nachbar Gutwill
ein. Der würde jetzt ein armer Mann seyn, wenn

er nicht einen Bettler zum Freunde gehabt hätte. Wie so? fragte Ehrenreich. Ich will es euch erzählen, antwortete der Nachbar.

Vor einigen Jahren kam oft ein armer Mann in das Dorf, wo mein Vetter Verwalter ist, um Almosen zu suchen. Seine unverschuldete Armuth, und seine gänzliche Unfähigkeit zur Arbeit bewogen meinen Vetter, ihm von Zeit zu Zeit eine Wohlthat zu reichen. Wer hätte nun denken sollen, daß der arme Mann jemahls im Stande seyn würde, meinem Vetter wieder zu dienen? Und gleichwohl geschah es. Dieser hatte einmahl einen Beutel voll Geld auf der Post erhalten, wofür er Getreide anzukaufen sollte, und hatte es in einen Schrank gelegt. Es fügte sich, daß ich eben bey ihm war. Des Abends, da wir uns zu Bette legen wollten, wurde noch gepocht, und bey Eröffnung der Thür kam der arme Mann ganz außer Athem hereingelaufen. Er berichtete meinem Vetter, er habe vor einer Stunde ein Paar Spizbuben im Walde belauscht, welche sich beredet hatten, ihm diese Nacht die Scheuer in Brand zu stecken, und alsdann unter dem Lärmen sich in das Haus zu schleichen, und ihm sein Geld zu rauben. Mein Vetter versammelte in dieser Nacht alle seine Freunde, und versteckte uns bey der Scheune. Kaum hatten wir da eine Stunde gewartet, so kamen die Diebe, und wollten das Feuer wirklich anlegen. Wir ergriffen sie aber, und sie wurden beyde hingerichtet.

Josephu Kübler.

Wäre nun mein Vetter gegen den Armen nicht so mitleidig gewesen; so hätte sich dieser, vielleicht aus Verzweiflung selbst, zu den Nordbrennern geschlagen, oder wäre wenigstens nicht gekommen, meinen Vetter zu warnen, und der wäre nun wohl eben so arm, als der Bettler selbst. Wie gut ist es also, in allen Ständen Freunde zu haben!

Ja wohl gut, versetzte Ehrenreich. Lasset euch also genug seyn, daß der Arme ein Mensch ist, um ihm zu helfen, wenn ihr könnet. Lasset ihr die Armen in der Noth, so werden sie bald aus Hunger und Verzweiflung genöthiget seyn, euch zu bestehlen; helfet ihr ihnen aber, so können sie euch selbst wieder auf tausenderley Art nützen.

Und wenn ihr nun auch nicht immer einen sichtbaren Nutzen davon hättet, würde die Freude, einem Unglücklichen geholfen zu haben, nicht allein schon Belohnung genug für euch seyn? Erinneret euch an die Geschichte von dem armen Greise, die euch sowohl gefallen hat, und saget mir, möchtet ihr nicht eure liebsten Spielsachen darum geben, um derjenige zu seyn, welcher diesen alten armen Mann kurz vor seinem Tode erquickte.

„O ja, o ja! riefen die Kinder.“ Aber soll ich die Geschichte erzählen, lieber Vater? fragte Carl, indem er freudig aufsprang. Ich habe sie auswendig behalten. So erzähle sie dann mein Sohn, antwortete Ehrenreich, und Carl fing an:

Um das Rhinoceros zu seh'n,
 Das man hier selten sieht, beschloß ich auszugeh'n.
 Ich ging vor's Thor mit meinem halben Gulden;
 Und vor mir ging ein reicher, reicher Mann,
 Der seiner Miene nach, die eingelaufnen Schulden,
 Und das, was er die Messe durch gewann,
 In schweren Ziffern übersann.

Herr Drgon ging vor mir. Ich geb ihm die-
 sen Rahmen,

Weil ich den seinen noch nicht weiß.

Er ging; doch eh' wir noch zu unserm Thiere kamen,
 Begegnet uns ein alter, schwacher Greis,
 Für den, auch wenn er uns um nichts gebethen hätte,
 Sein zitternd Haupt, das halb nur seine war,
 Sein ehrliches Gesicht, sein heilig graues Haar
 So laut zu unserm Herzen red'te.

Ach! sprach er, erbarmt euch mein!

Ich habe nichts um meinen Durst zu stillen.

Ich will euch künftig gern nicht mehr beschwerlich
 seyn,

Denn Gott wird meinen Wunsch wohl bald erfüllen,
 Und mich durch meinen Tod erfreu'n.

O lieber Gott, laß ihn nicht ferne seyn!

So sprach der Greis; allein was sprach der
 Reiche?

Ihr seyd ein so bejahrter Mann,

Ihr seyd schon eine halbe Leiche,

Und sprecht mich noch um Geld zum Trinken an;

Ihr unverschämter alter Mann!

Müßt ihr denn erst noch Brantwein trinken,

Um taumelnd in das Grab zu sinken?

Wer in der Jugend spart, der darbt im Alter nicht.

Drauf ging der Geizhals fort. Ein Strom scham-
hafter Zähren

Floß von des Alten Angesicht.

O Gott, du weißt's! mehr sprach er nicht.

Ich konnte mich der Wehmuth kaum erwehren,

Weil ich, Gott Lob! kein Unmensch bin,

Und hurtig gab ich ihm den halben Gulden hin,

Für den ich meine Neugier stillen wollte,

Und ging, damit er mich nicht weinen sehen sollte;

Allein er rief mich gleich zurück.

Ach! sprach er mit noch nassem Blick,

Ihr werdet euch vergriffen haben,

Es ist ein gar zu großes Stück,

Ich bring' euch nicht darum; gebt mir so viel zurück,

Als ich bedarf, um mich mit etwas Bier zu laben.

Ihr, sprach ich, sollt es alles haben!

Ich seh, daß ihr's verdient, trinkt etwas Wein dafür.

Doch armer Greis, wo wohnet ihr?

Er sagte mir das Haus. Ich ging am andern Tage

Nach diesem Greis, der mir so redlich schien,

Und that im Gehn schon manche Frag' an ihn;

Allein, indem ich nach ihm frage,

War er seit einer Stunde todt.

Die Mien' auf seinem Sterhebette

War noch die redliche, mit der er gestern red'te.

Ein Psalmbuch und ein wenig Brot

Lag neben ihm auf seinem harten Bette.

O, wenn der Geizhals doch den Greis gesehen hätte,

Mit dem er gestern noch so unbarmherzig red'te!

Und vielleicht ihn jetzt bey Gott verklagt,

Daß er vor seinem Tod ihm einen Trunk verweigert.

Nun, Kinder, fuhr hierauf Ehrenreich fort, meinet ihr nicht, daß das Vergnügen, diesen armen, alten Mann kurz vor seinem Tode erquickt zu haben, einen halben Gulden werth gewesen sey? — O, rief Carl, ich hätte den blanken Thaler, den ich von meinem Onkel geschenkt bekommen habe, dafür geben mögen! Und ich meine rothe Schreiftafel, rief Jacob, und ich mein Kegelspiel, sagte Hanschen.

Ihr habet Recht Kinder, antwortete Ehrenreich, so ein Vergnügen kann man nicht leicht zu theuer bezahlen. Seyd also sparsam, damit ihr immer etwas übrig habet, womit ihr euch eine solche Freude erkaufen könnet. Lasset überhaupt keine Gelegenheit vorbehey streichen, die Noth eurer Nebenmenschen zu vermindern, und ihnen Freude zu machen. Fraget nicht erst, wer derjenige sey, dem ihr helfen wollet, nicht nach seinem Stande, auch nicht nach seiner Religion; sondern begnüget euch bloß damit zu wissen, daß er ein Mensch sey.

Ja, auch gegen euer Vieh müßet ihr mitleidig seyn. Denn auch die Thiere haben Empfindungen von Schmerz und von Vergnügen, und wer wollte wohl so unbarmherzig seyn, sie ohne Noth elend zu machen! Hierzu kommt euer eigener Vorthail; denn wenn ihr euer Pferd übertreibet, euren Ochsen zu viel arbeiten lasset, oder ihnen nicht das nöthige Futter gebet: so machet ihr sie nicht allein zur Arbeit untüchtig, und sezet euch in Gefahr, sie zu verlieren; sondern, wenn auch andere sehen, daß ihr gegen euer Vieh hart und grausam seyd, so hoffen

sie immer weniger von euch, und sind immer weniger eure Freunde, weniger geneigt, euch zu dienen. Auch werdet ihr finden, daß das Vieh selbst gewisser Maßen dankbar gegen uns ist, wenn wir ihm das Leben angenehm zu machen suchen. Ein Hund, eine Kage, ein Vogel u. s. w. wissen ihre Wohlthäter recht gut von andern zu unterscheiden, und suchen durch Folgsamkeit und Schmeicheleyen ihnen wieder zu gefallen. Von der Dankbarkeit eines Löwen wird eine sonderbare Geschichte erzählt. Wollt ihr sie hören, Kinder?

„Ach ja! ach ja!“ riefen die Kinder, und Ehrenreich erzählte:

Zu Rom war jemanden ein Knecht, Namens Androcles, entlaufen. Dieser hatte sich, um nicht entdeckt zu werden, in eine Höhle im Walde versteckt. Da kam in dieselbe Höhle ein großer Löwe, der ganz entsezlich brüllete, und den einen Fuß in die Höhe hob. Androcles glaubte Anfangs, er wollte ihn zerreißen, und zitterte und bebte. Da aber der Löwe ihm nichts zu Leide that, sondern nur fortfuhr zu brüllen, und den Fuß aufzuheben; so wurde er endlich dreist genug zu unternehmen, was doch wohl dem Thiere fehlen möchte. Er fand, er habe sich etwas in die Klauen getreten, und zog es ihm heraus. Nach einigen Jahren wurde der entlaufene Androcles wieder erhascht, und sollte, wie es damals die grausame Mode war, zur Strafe seiner Entlaufung von wilden Thieren zerrissen werden. Man führte ihn schon auf den Platz, wo dieses ge-

schehen sollte, und ließ einen grimmigen Löwen auf ihn los. Dieser kam krüllend ihm entgegen; aber in dem Augenblicke, da man erwartete, daß er ihn zerfleischen würde, sah man auf einmahl die wunderbarste Veränderung. Statt ihn zu zerreißen, wedelte er mit dem Schwanze, und blieb liebkosend bey dem Androcles stehen. Alle Zuschauer erstaunten, und wußten nicht, wie das zunging. Aber Androcles, der den Löwen für den erkannte, dem er einmahl die Klaue geheilt hatte, erzählte ihnen diese Geschichte. Da konnten diejenigen, die ihn zum Tode verurtheilt hatten, sich nicht enthalten, ihm das Leben, und den dankbaren Löwen dazu zu schenken.

Nun, Kinder, diese Erzählung kann euch recht lebhaft beweisen, wie gut es sey, auch gegen die Thiere mitleidig und wohlthätig zu handeln.

Wenn ihr nun alles das thut, was ich euch gelehret habe, so werdet ihr gewiß ein glückliches Leben führen. Es wird euch zwar auch zuweilen etwas Unangenehmes begegnen. Ihr werdet manches Mahl andern Dienste oder Gefälligkeiten erweisen, ohne einen sichtbaren Nutzen davon zu haben; denn nicht alle Menschen, die um euch sind, sind gut und klug genug, um dankbar und dienstfertig zu seyn. Allein die meisten sind es gewiß. Werdet deswegen nicht gleich hart und unfreundlich, wenn euch zuweilen jemand mit Undank belohnet. Besäet doch der Landmann sein Feld immer wieder, wenn schon manches Mahl ein Mißwachs eingefallen ist. Auch wird euch oft ein Unglück begegnen, das ihr nicht

verhindern können. Allein ein solches Unglück wird immer leichter seyn, als dasjenige, welches ihr euch selbst zugezogen habet; denn jedermann wird euch beklagen und euch helfen, wenn ihr nicht selbst Schuld an euerm Leiden seyd. Seyd ihr aber selbst Schuld daran, so verachtet und verspottet euch der größte Theil, keiner hat Mitleiden mit euch, die wenigsten, vielleicht keiner wird euch beystehen, und ihr selbst werdet euer Unglück durch die schmerzlichsten und bittersten Vorwürfe vergrößern.

Mit diesen Worten stand er auf, und weil es schon spät war, so begaben sich alle zur Ruhe.

Viertes Abendgespräch.

Von dem Gewissen und der Religion.

Ungeachtet Ehrenreich ein so rechtschaffener Mann war, daß er, wo er nur konnte, allen Menschen Freude zu machen suchte; so fehlte es doch nicht an bösen Leuten, welche ihn ins Unglück zu stürzen trachteten. Einer derselben, der auf Ehrenreichs Tod hoffte, um alsdann dessen Amt zu erhalten, konnte die Zeit nicht abwarten, da ihm der gute Greis Platz machen würde, und suchte daher, ihm die Ungnade des Fürsten zuzuziehen, damit er seines Amtes entsetzet würde. Mit Wahrheit konnte er ihm nichts Böses nachsagen, er mußte sich also auf's Lügen verlegen. Es gelang ihm auch, den Fürsten zu bereden, daß Ehrenreich bey Verwaltung seines Amtes ihn

oft betrogen, und sich selbst dadurch bereichert habe, und der Fürst, der darüber aufgebracht wurde, wollte schon Befehl ertheilen, daß man den unschuldigen Greis ins Gefängniß werfen sollte. Aber weil er ein weiser und gerechter Regent war, so wußte er sich noch zu rechter Zeit zu mäßigen, und nahm sich vor die Sache am andern Tage erst noch genauer zu untersuchen.

Indessen verbreitete sich schon das Gerücht, daß Ehrenreich als ein Betrieger abgesetzt, und ins Gefängniß geleet werden sollte. Eine Nachricht von solcher Erheblichkeit konnte ihm selbst nicht lange verborgen bleiben. Er hörte sie, aber ohne in seiner Gemüthsruhe im Geringsten dadurch gestört zu werden, und fand sich gegen Abend, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, mit seiner gewöhnlichen Heiterkeit wieder bey der Linde ein. Gutwill war zwar auch herbey gekommen, aber in der Besorgniß, seinen unglücklichen Nachbar entweder gar nicht, oder doch wenigstens sehr niedergeschlagen und bekümmert vorzufinden. Wie mußte er sich nicht wundern, da er den lieben Alten eben so heiter und vergnügt erblickte, als er ihn immer zu sehen gewohnt war.

Nun bey meiner Treue, Nachbar, sagte Gutwill, das begreife ich doch in der That nicht, wie ihr heute ein so vergnügtes Gesicht machen könnet! In solcher Gefahr, und doch so ruhig zu seyn; das ist mir zu hoch. Wie so, lieber Gutwill, erwiederte der Alte, haltet ihr mich etwa auch für schuldig?

„Ob ich euch dafür halte? Bey Gott! ich weiß, daß ihr so unschuldig seyd, wie ein Kind im Mutterleibe. Aber wenn der Fürst euch nun für schuldig hält? — Wenn ihr abgesetzt, ins Gefängniß geworfen werdet, und eure armen Kinder hier?“

Die Thränen stürzten ihm aus den Augen.

Guter, mitleidiger Mann! erwiederte Ehrenreich, und drückte ihm liebevoll die Hand. Unser Fürst ist gerecht, glaubet mir, es wird so leicht keine Noth haben. Und wär's nun auch, daß die Lüge siegete, dünkt es euch denn ein so erschreckliches Unglück zu seyn, unschuldiger Weise ein wenig Unrecht zu leiden? Freund, wenn's nur hier richtig ist. (Indem er auf die Brust zeigte), so hat es keine Noth, so läßt sich alles ertragen.

Liebe Kinder, (hier wandte er sich zu den Kleinen) ihr versteht noch nicht, was ich jetzt gesagt habe; aber gebet Acht, ich will es euch erklären. Ich will euch sagen, warum ihr mich heute so ruhig sehet, ungeachtet ich von einer großen Widerwärtigkeit bedrohet werde, damit ihr es auch seyn könnet, wenn euch in eurem Leben einmahl etwas Ähnliches begegnet.

Ihr habet gehört, daß alles, was ihr thun sollet, euch bloß deswegen befohlen wird, weil ihr dadurch euch wirklich glücklich machet, und ich habe euch überall gezeigt, wie ihr euch dadurch glücklich machet. Aber von einer Glückseligkeit, die ihr euch erwerben könnet, wenn ihr allen meinen Ermahnungen folget,

habe ich euch noch nicht gesagt; und diese ist gerade diejenige, die ich jetzt selbst empfinde, und die mich bey der Gefahr, welche mich bedrohet, wie ihr sehet, so vergnügt erhält.

Das ist ein gutes Gewissen, oder das Bewußtseyn unserer Unschuld. Ein köstlicher Schatz, ihr Kinder! So lange wir den besitzen, können wir nicht unglücklich seyn, es mag uns auch gehen, wie es wolle. Haben wir ihn aber einmahl verloren, dann fangen wir an wahrhaft elend zu seyn.

Der Gedanke nämlich, daß wir dasjenige, was wir leiden, uns durch unsere eigene Schuld zugezogen haben, ist weit quälender, als alles, was wir wirklich leiden. Der Gedanke hingegen, daß wir unsere Widerwärtigkeiten nicht selbst verschuldet haben, macht uns ruhig und getrost, so wie ihr es jetzt an mir sehet.

Ich erinnere mich noch immer mit Vergnügen an einen Mann, durch dessen Beyspiel ich zuerst lernte, was für eine unschätzbare Sache ein gutes Gewissen sey. Es war ein Pfarrer, der nun schon lange todt ist, und dessen Unterrichte ich es größten Theils zu verdanken habe, daß ich, schon als Jüngling, die Tugend lieb gewann, ein rechtschaffener Mann, und gewiß so gut und klug als einer. Dieser hatte einmahl das Unglück, auf der Kanzel vom Schläge gerührt zu werden. Er kam zwar wieder zu sich, aber er blieb gelähmt, so lange er lebte. Ich besuchte ihn täglich; und ich gestehe es, ich konnte mich der Thränen nicht enthalten, so oft ich

Sittenb. f. St. S

den rechtschaffenen Mann da liegen sah. Aber wenn er anfang zu reden, so war in dem Augenblicke alle meine Traurigkeit dahin. Er sprach von seinem Unglücke mit so vieler Gelassenheit, er erinnerte sich mit so vieler Freude an jede gute That seines Lebens; er war so vergnügt, wenn er sah, wie zärtlich seine Freunde um ihn besorgt waren, daß man ihn unmöglich für unglücklich halten konnte; ja, daß man statt ihn zu trösten, vielmehr von ihm selbst getröstet wurde. Was weinet ihr? sagte er mit der heitersten Miene. Ihr wisset ja, daß ich dieses Unglück mir nicht selbst zugezogen habe, es wird bald vorübergehen, wenigstens wird es mich nie ganz danniederschlagen, nie aller Glückseligkeit berauben. Seine Freudigkeit dauerte bis zum letzten Hauche seines Lebens.

Indem Ehrenreich so redete, kam ein Bedienter des Fürsten, und brachte ihm einen Brief. Er erbrach ihn mit vieler Gelassenheit, und las:

„Mein lieber Ehrenreich! Ich habe euch be-
 „leidigt, indem ich einem niederträchtigen Verleum-
 „der einen Augenblick Glauben beymaß. Der Böse-
 „wicht ist entlarvt, und eure Unschuld gerettet. Ver-
 „gebet eurem, seine Übereilung bereuenden, und
 „euch aufrichtig liebenden Fürsten.“

Nun, Nachbar, rief hierauf Ehrenreich aus, sagte ich nicht, daß unser Fürst ein gerechter Herr ist, und daß es so leicht keine Noth mit mir haben würde? Und gesetzt, es wäre ihm nicht gelungen

die Bosheit meines Verleumders zu entdecken; so würde ich beyde zugleich bedauert haben, jenen wegen seines Irrthums, diesen wegen seiner Bosheit, mich selbst aber würde ich auch im Gefängnisse und in Banden für glücklicher als beyde gehalten haben. Sehet, Kinder, so viel ist ein gutes Gewissen werth. Wer es hat, der besorget nicht leicht etwas Böses, und widerfährt ihm dessen ungeachtet etwas Unangenehmes, so weiß er es mit Gelassenheit zu ertragen. Wünschet ihr euch nun eben diese Gemüthsverfassung, so bemüht euch, immer so gesinnt zu seyn, und so zu leben, wie ich euch gelehret habe.

Doch, Kinder, ich muß euch noch mehr sagen, — so freudig und glücklich als mein Freund, der Pfarrer, mitten unter seinen Leiden war, und als ihr diesen Abend mich selbst gesehen habet, könnet ihr dennoch nicht werden, wenn ihr nicht noch mehr wißet, und mehr thut, als was ich euch bisher gesagt habe. Ich habe euch nur gelehret, wie ihr es anfangen müßet, um euch nicht selbst unglücklich zu machen. Aber es gibt so viele Fälle, die ihr nicht voraus sehen, so vieles Elend, das ihr durch eure Kräfte nicht abwenden könnet; und Unglück ist immer Unglück. Zwar ein unverschuldetes Unglück ist weniger schmerzlich, und leichter zu ertragen, als dasjenige, welches wir uns selbst zugezogen haben; aber schmerzlich bleibt auch dieses doch immer.

Und nicht allein schmerzlich, wenn es da ist, sondern es beunruhiget auch dann schon, wenn man es bloß fürchtet, bloß als möglich denket. Wenn

einer seinen Garten bestellet, und denket: wer weiß, ob der Fluß ihn nicht morgen überschwemmen wird; wenn einer sich des Abends zu Bette leget, und denket: wer weiß, ob ich diese Nacht nicht vielleicht von Räubern werde überfallen und ermordet werden: oder wer weiß, ob nicht diese Nacht mein Haus und alles das Meinige im Feuer aufgehen werde; dann, o Kinder! dann wird ihm weder sein Garten, noch sein Haus mehr Freude machen können. Und wo ist ein Mensch, der ihm dafür bürgen kann, daß er dieses oder ein ähnliches Unglück nie erleben werde? Und wenn das auch einer könnte, wie fürchterlich müßte ihm doch immer die Erwartung des Todes seyn! Ich baue meinen Garten vielleicht für andere. Ich muß vielleicht diese Nacht mein Haus verlassen, mich von meinen Altern, von meinen Freunden, von allem, was mir lieb ist, getrennt sehen, und wie wird es dann mit mir werden? — Beobachtet alles, was ich euch bisher sagte, noch so genau, Kinder, diese Furcht werdet ihr nie dadurch vertreiben können.

Aber freuet euch, es gibt ein Mittel wodurch ihr diese Furcht vertreiben könnet. Etwas davon habet ihr bald hier, bald da schon gehört; aber es ist nöthig, daß ihr es recht wisset; denn nunmehr seyd ihr in einem Alter, wo ihr es schon fassen könnet.

Bernehmet also mit Aufmerksamkeit und Freude: — Es ist ein Gott! — Ein Gott, der uns und alles, was da ist, erschaffen hat, und erhält; ein Gott, der alles weiß, und alles sieht, was wir den-

ken und thun; ein Gott, der uns nie unglücklich werden läßt, wenn wir uns nicht selbst unglücklich machen. Das ist der Gott, der die schöne Sonne gemacht hat, die unsere Erde so liebeich erleuchtet und erwärmet; der im Frühlinge das Gras, die Blätter und die Blumen, im Sommer alle die herrlichen Früchte und Gewächse, die uns ernähren, und durch Wohlgeschmack erfreuen, wachsen läßt; der den Thau, den Regen und den Wind, ohne welche nichts wachsen, nichts gedeihen würde, entstehen läßt. Das ist der Gott, der die Erde für uns und die andern Geschöpfe zu einem so angenehmen Aufenthalte gemacht hat; auf dessen Befehl die Vögel so lieblich singen, die Quellen rauschen, die Blumen duften, und bey schwüler Hitze die sanften Westwinde uns erfrischen müssen. Das ist der Gott, der unsern Leib und dessen Glieder so wunderbar gebildet, und unserer Seele das Vermögen zu empfinden, zu denken und sich zu freuen gegeben hat. —

Ein Gott, der uns so viel Gutes gibt, sollte der uns hassen, uns unglücklich machen können? Nein, Kinder, nimmermehr! Ihm also vertrauet, und fürchtet nichts. Nichts geschieht ohne seinen Willen; und sein Wille ist, daß ihr glücklich seyn sollet, wenn ihr euch nicht selbst unglücklich machet. Nun können wir, wenn wir gute Menschen sind, gänzlich ruhig seyn, können ohne Furcht und Sorge uns an jedem Abende schlafen legen, weil ein so mächtiges und so gütiges Wesen für uns wachet, und uns beschützet.

„Aber lieber Vater, fragte Händchen, wo ist denn Gott?“

Er ist hier, mein Kind, antwortete Ehrenreich, hier und an allen Orten, ungeachtet wir ihn nicht sehen können. Er ist ein unsichtbares Wesen, weil er unkörperlich ist, viel weniger einen solchen Leib hat, wie wir haben, den man anschauen und betasten kann.

„Wie weiß man denn aber“, fragte Jacob, „daß er hier ist, wenn man ihn nicht sehen kann?“

Höre mein Sohn, antwortete Ehrenreich, hast du jemahls meine Seele gesehen?

„Nein.“

Aber glaubst du nicht, daß ich wirklich eine Seele habe, und daß sie hier zugegen sey?

„O ja, das glaube ich.“

Und warum glaubst du das?

Jacob besann sich einen Augenblick, dann sagte er: „Weil ich euch reden höre.“

Weil du mich reden hörst? Aber das Reden verrichtet ja eigentlich nicht meine Seele, sondern mein Mund und meine Zunge, welche Theile meines Leibes sind. — Vielleicht, weil du mich vernünftig reden hörst? Weil du hörst, daß ich nicht bloße Töne ausspreche, sondern solche Töne, wodurch Gedanken angezeigt werden? Meinst du nicht das?

„Ja, aber ich konnte es nur nicht so sagen.“

Nun gut, du glaubest also, daß meine Seele hier zugegen sey, deswegen, weil sie hier etwas thut, etwas macht, nämlich die Gedanken, welche von meinem Munde ausgesprochen werden. Wenn du nun erführest, daß Gott auch hier und an allen Orten in der Welt etwas thue, etwas mache, würdest du aus eben demselben Grunde nicht überzeugt seyn müssen, daß er auch hier und an allen Orten zugegen sey?

„Ja, das müßte ich, antwortete Jacob; denn wie könnte einer an einem Orte etwas thun, wo er nicht zugegen wäre.

Du hast recht, mein Lieber. Nun, so laß uns denn sehen, ob Gott hier um und neben uns wirklich etwas thue, etwas verrichte? — Sieh einmahl hier die große Linde an, die ihre starken Äste und Zweige rund über uns her verbreitet. Wer hat die wohl gemacht?

„Ja, die ist aus der Erde gewachsen.“

Freylieh ist sie das; aber die Erde muß doch wohl eine sonderbare Kraft haben, daß sie aus einem kleinen Samenkörnchen einen so großen Baum hervor treiben kann? Wer gibt nun wohl der Erde diese Kraft, Gras, Kräuter, Gesträuche und Bäume aus ihrem Schooße hervor zu treiben? Aus eigenem Vermögen kann sie das doch nicht thun; denn sie ist ja todt, und ihr wisset, daß ein todttes lebloses Ding gar nichts machen kann.

Mit Gunst, lieber Nachbar, fiel hier der ehrliche Gutwill ihm ins Wort, das ist doch wohl nicht so ganz richtig. Sehet einmahl hier die Taschenuhr an, die ist doch auch ein lebloses, todttes Ding, und kann sie dessen ungeachtet nicht etwas machen? Dreht nicht sie selbst den Zeiger herum, der die Stunde anzeigt?

Das thut sie, guter Freund, erwiederte Ehrenreich; aber würde sie das jemahls von selbst gelernet haben, wenn kein Uhrmacher gewesen wäre, der sie so eingerichtet hätte? Im Grunde also ist es nicht die Uhr selbst, sondern vielmehr der Uhrmacher, der den Zeiger herumdrehet, ungeachtet er die Hand nicht mehr daran hat. Und wie lange würde eure Uhr gehen, wenn niemand da wäre, der sie von Zeit zu

Zeit wieder aufzöge? Vier und zwanzig oder dreyßig Stunden; dann stünde der Zeiger still.

Eben so meine lieben Kinder, ist es mit unserer Erde beschaffen. Nie würde sie von selbst die Kraft gehabt haben, etwas hervor zu bringen, wenn nicht Gott diese Kraft in sie geleyet hätte; und würde nicht diese ihre Kraft augenblicklich wieder aufhören, wenn der unsichtbare Gott sie ihr nicht erhielt? Im Winter ist sie gleichsam todt; sie ist wie ein abgelaufenes Uhrwerk, welches stille steht; aber mit jedem neuen Frühlinge ziehet der unendlich weise und mächtige Schöpfer derselben das Uhrwerk gleichsam wieder auf, daß es von neuem gehe, von neuem etwas wieder hervorbringe. Dann brechen Blätter aus Knospen hervor, dann öffnet sich der Schooß der Erde, daß Gras, Kräuter und Blumen in unendlicher Mannigfaltigkeit hervor sprießen; dann stehet rund umher die Natur in ihrer ganzen ungeschwächten Jugendkraft wieder da, als wenn sie eben erst aus den Händen ihres Schöpfers hervorgekommen wäre. —

Aber nicht allein dieß, sondern auch das fortwauernde Daseyn der Dinge überzeugt mich von der ununterbrochenen Mitwirkung desjenigen Wesens, welches alles hervor gebracht hat. Hörete dieses Wesen einmahl auf, alle diese Dinge im Daseyn zu erhalten, so würden sie in demselben Augenblicke wieder in ihr Nichts zurücksinken, oder aufhören da zu seyn. Gott wirket also in jedem Augenblicke auf ein jedes Ding in der Welt; folglich muß er auch bey einer jeden Sache zugegen seyn.

Freuet euch also ihr Kinder, und besorget, wenn ihr recht gehandelt habet, niemahls etwas Böses;

denn Gott ist bey uns, wir mögen seyn, wo wir wollen; wir mögen schlafen oder wachen. Und dieser Gott will uns gern glücklich machen, hier und in einem andern Leben nach dem Tode, wovon ich euch bald ein Mehreres sagen will. Mit dem Vertrauen auf diesen Gott tröstete sich mein Freund, der rechtschaffene Pfarrer, der, wie ich euch vorhin erzählte, bey der größten Krankheit bis an das Ende seines Lebens so freudig und so glücklich war. Er sagte mir oft: Ich würde in meinem Elende vergangen seyn, wenn ich nicht zu meinem Gott ein völliges Vertrauen gehabt hätte. Aber, sagte er, wenn ich betrübt werden wollte, so rief ich Gott an, so klagte ich ihm insgeheim mein Leiden, und ich weiß selbst nicht, wie es kam, ich wurde nach jedem Gebethe so ruhig, so vergnügt, als wenn mir nichts fehlte.

So sagte mein Freund; und, Kinder, er hatte wahrlich recht. Glaubet einem alten Manne, der es auch erfahren hat: das Gebeth des Rechtschaffenen, der von Gott alles erwartet, ihm allein vertrauet, dieses Gebeth ist nie unerhört geblieben. Wenn uns auch Gott schon nicht immer das gibt, um was wir ihn bitten, so gibt er uns gewiß etwas Besseres — nämlich Ruhe des Gemüths, Zufriedenheit mit unserm Schicksale, und die sicherste Hoffnung, daß wir künftig noch weit glücklicher seyn werden.

Wie könnte er auch uns allezeit das geben, um was wir bitten? Wir bitten oft so unvernünftig um Dinge, die uns äußerst elend machen würden. Es war einmahl ein Bauer in dem nächsten Dorfe, der glaubte, es wäre nichts besser als Reichthum und vieles Geld. Vermuthlich hat er Gott oft genug

darum gebethen. Es mag nun aber seyn, wie es will, genug er fand einmahl einen Schatz von etlichen tausend Thalern auf seinem Acker. So bald er das Geld hatte, verkaufte er seinen Bauernhof, und zog in unsere Stadt. Er arbeitete nicht mehr; seine Frau that so wenig als er; die Kinder wurden liederlich; die Alten tranken und spielten den ganzen Tag. Kaum waren etliche Jahre vorbey, so fingen seine liederlichen Söhne an, erst ihn, darnach andere zu bestehlen; der eine wurde erwischt und aufgehängt; der andere lief davon, und irret nun in der Welt herum; die Mutter kam wegen allerley Ausschweifungen und Liederlichkeiten in das Zuchthaus, und der Vater starb endlich in der äußersten Armuth. Was nützte diesem nun sein Geld? Um wie viel glücklicher würde er nicht gewesen seyn, wenn er in seinem vorigen Stande geblieben wäre? Sehet, Kinder, so wenig wissen wir oft, was wir wünschen.

Gott weiß allein, was uns glücklich machen kann, und er macht den Rechtschaffenen, den Guten gewiß glücklich. Ich war krank, da rief ich: Gott, erbarme dich meiner! und ich wurde gesund. Ich war arm, da fiel ich nieder und bethete, und Gott half mir. Er schickte mir Gelegenheit, mir durch meine Arbeit aus dem Mangel zu helfen; und ich arbeitete, und dankte ihm, und ward getröstet und beruhiget. So gütig, liebe Kinder, so barmherzig ist unser Gott, so lieb hat er uns. Und hätte er dalmahls, da ich ihn anrief, mich auch nicht von meiner Krankheit und von der Armuth befreyet; so würde ich deswegen an seiner Güte doch nicht gezweifelt haben. Ich würde daraus geschlossen haben, daß

es mir gut seyn müsse, noch länger krank, noch länger arm zu seyn; und dieser Gedanke würde mich beruhiget haben.

Denn oft, ihr lieben Kinder, ist es uns wahrhaftig gut, eine Zeitlang unglücklich zu seyn. Wie mancher wäre ein Bösewicht geworden, wenn es ihm immer gut gegangen wäre. Das Glück macht leicht übermüthig, aber die Noth bringt uns wieder zum Nachdenken über uns und unsere Pflichten. Ich selbst, meine Lieben, würde vielleicht das nicht geworden seyn, was ich bin, wenn es mir, besonders in meinen jüngern Jahren, nicht zuweilen übel gegangen wäre. Aber weil ich sah, daß mir gemeinlich etwas Übels begegnete, so oft ich nicht recht gehandelt hatte, so dachte ich: du sollst doch einmahl sehen, ob es dir besser gehen werde, wenn du nichts als Gutes zu thun suchest. Und von der Zeit an bin ich nie wirklich unglücklich gewesen.

Zwar habe ich nachher auch wohl eine und die andere Widerwärtigkeit erlebt; aber diese wurden mir viel leichter zu ertragen, als vorher, und ich merkte auch bald, daß dergleichen Unfälle, die ich mir nicht selbst zugezogen hatte, am Ende zu meinem wahren Vortheile ausschlugen. Ich hatte z. B. einmahl Gelegenheit, einem vornehmen Herrn bekannt zu werden, der über See reisen wollte. Dieser hatte mich so lieb gewonnen, daß er mir versprach, mich zu einem reichen und angesehenen Manne zu machen, wenn ich mich entschließen könnte, ihn auf dieser Reise zu begleiten. Wer war bereitwilliger dazu als ich! Schon wurden alle Anstalten zu unserer Abreise gemacht, als ich plötzlich in

eine langwierige Krankheit verfiel. Das schien mir nun ein großes Unglück zu seyn, und es fehlte wenig, daß ich in meinem Unverstande nicht wider Gott murrete; denn der vornehme Herr, der nicht länger warten konnte, reisete ohne mich ab, und alle Hoffnungen, die er mir gemacht hatte, waren dahin. Ich war untröstbar. Aber was erfuhr ich nach einigen Wochen? daß das Schiff, auf welchem ich mit fortreisen sollte, von Seeräubern angefallen und weggenommen worden sey, und daß man die ganze darauf befindliche Schiffsgesellschaft in die Slaveren geführt habe. Da erkannte ich die Güte der göttlichen Vorsehung und meine eigene Thorheit, daß ich diese Güte hatte in Zweifel ziehen können. Seit der Zeit bin ich immer mit meinem Schicksale zufrieden gewesen, wenn ich auch nicht allezeit begreifen konnte, wozu mir dieses oder jenes gut seyn möchte.

Es würde auch in der That sehr vermessen seyn, wenn man dieß in jedem Falle zu begreifen verlangen wollte. Da müßten wir ja, wie der allwissende Gott, in die Zukunft sehen können, um zu wissen, was aus diesem oder jenem, so uns begegnet, künftig einmahl erfolgen werde. Und das hat der gute Gott aus sehr weisen Ursachen vor uns verborgen.

Da ich in meinen jüngern Jahren auch einmahl ein Unglück erlebte, von dem ich nicht begreifen konnte, wozu es mir nützen werde; suchte mich ein frommer und weiser Mann, der mehr Erfahrung als ich hatte, zufrieden zu sprechen. Er erzählte mir unter andern einen Traum, den ich nie vergessen werde, und an den ich nachher immer dachte, so oft mir etwas Widriges begegnete.

„Ob ich gleich, sagte dieser mein ehrwürdiger Freund, nichts eifriger suchte, als mich glücklich zu machen, und Gott zu gefallen; so stieß mir doch auch einmahl ein Unglück zu, das mich außerordentlich schmerzte. In meiner Betrübniß fing ich an zu zweifeln, ob Gott auch wirklich für die Menschen sorge, und sie glücklich machen wolle. Diese Zweifel preßten mir die bittersten Thränen aus, und mit Thränen im Auge schließ ich ein. Da kam es mir im Traume vor, als ob ich auf einem Wege wäre, wo ich mich verirrt hätte. Ich stand einige Zeit, ohne zu wissen, wo ich hin sollte. Da kam ein Mann zu mir, der mir den Weg zu zeigen, und mit mir zu gehen versprach. Ich folgte ihm nach. Er führte mich in das Haus eines Mannes, der uns sehr wohl empfing, und der beste Mann von der Welt zu seyn schien. Als wir weggingen, sah ich, wie mein Begleiter einen schönen silbernen Becher, der auf dem Tische stand, mit weg nahm. Am zweyten Tage kehrten wir bey einem bösen Menschen ein, der uns kaum eine Ecke in seinem Hause zum Obdach lassen wollte, und der nichts that, als fluchen und zanken — kurz, der ein recht gottloser Mann war. Bey dem ließ mein Führer den Becher stehen, den er dem guten Manne entwendet hatte. Am dritten Tage trafen wir wieder einen guten, frommen Mann an, der uns alle mögliche Gefälligkeit erwies, dem steckte mein Begleiter das Haus in Brand. Mich schauderte vor der Bosheit. Allein weil ich den Weg nicht allein finden konnte, mußte ich meinem Wegweiser folgen. Dieser führte mich wieder zu einem vortrefflichen Manne, der die Gütigkeit selbst war.

Mein Begleiter gab vor, er wisse den Weg nicht recht, und unser Wirth schickte seinen einzigen Sohn mit uns, damit wir ja nicht irren möchten. Kaum aber waren wir auf eine Brücke gekommen, so stieß er den Sohn unsers gütigen Wohlthäters in den Strom, daß er ertrank. Bey dieser abscheulichen That gerieth ich außer mir. O du Ungeheuer, rief ich, lieber will ich in den einsamsten Wüsteneyen umher irren, als länger an deiner Seite über einem Erdboden gehen, der dich alle Augenblicke zu verschlingen drohet. — Da ich noch redete, umleuchtete mich ein Glanz, und mein Führer nahm eine übermenschliche Gestalt und Würde an. Ich fiel zu Boden. Er aber richtete mich auf, und sprach: Lerne die Wege der Vorsicht! Der Becher, den ich vor vier Tagen nahm, war vergiftet; darum entwendete ich ihn dem Guten, und gab ihn dem Bösen zur Strafe. Unter der Asche des Hauses, das ich in Brand steckte, liegt ein Schatz, den der wohlthätige Mann, der uns so gütig aufnahm, finden, und womit er viel Gutes stiften wird. Der junge Mensch aber, welchen ich in den Strom stürzte, würde in kurzen seinen Vater ermordet haben, und durch seine Laster die Qual seiner Mutter geworden seyn. Verehere Gott, und überlasse dich ihm allein; aber hütthe dich die Wege seiner Vorsehung beurtheilen zu wollen.“

So erzählte mir mein Freund seinen Traum. Wenn ihr einmahl mehr Erfahrung bekommet, dann werdet ihr an euch und an anderen tausend Beyspiele sehen, wie oft ein anscheinendes Glück ein wahres Unglück ist; wie hingegen viele Unglücksfälle die herrlichsten Wohlthaten Gottes sind.

Sollte aber auch nichts als Unglück über euch verhängt seyn; solltet ihr im Glende sterben müssen, so wird euch, seyd ihr nur ohne eure Schuld unglücklich, doch immer ein Trost übrig bleiben, den nichts euch rauben kann. Diesen Trost muß ich euch noch bekannt machen.

Kinder, wir sind unsterblich, wir vergehen niemahls. Zwar dieser Leib von Fleisch und Knochen, der wird einmahl sterben und verwesen; aber wir selbst, die wir diese Leiber bewohnen, werden alsdann in ein anderes Leben übergehen, wo wir ganz glücklich, ohne Krankheit, ohne Schmerzen, ohne Mangel — ewig leben werden. Das hat uns Gott versprechen lassen, wenn wir hier alles thun, was wir können, um recht gute Menschen zu werden. Diejenigen, welche das nicht thun, werden zwar auch ewig leben; aber es wird ihnen nicht wohl gehen, sie werden da, wo sie alsdann hinkommen, für alle ihre Untugenden die verdiente Strafe leiden müssen.

Zu einer andern Zeit, ihr Lieben, will ich euch sagen, woher ich dieses erfahren habe. Bis dahin glaubet mir auf mein Wort, oder sehet vielmehr aus meinem ganzen Betragen, daß ich sehr zuverlässige Nachricht davon haben müsse. Ich bin nunmehr ein alter Mann, und mein Leib wird nun bald sterben müssen. Ach Kinder! wüßte ich nun nicht, daß mein eigentliches Ich, meine Seele, unsterblich ist; wüßte ich nicht, daß der gute Gott es mir schon hier, in dieser Welt, so wohl gehen lassen, auch nach meines Leibes Tode ner annehmen, mir helfen, und mich

wird, wie elend würde ich dann seyn? — Aber ich weiß es, so gewiß weiß ich es, als ich jeden Stern am hohen Himmel funkeln sehe. Ich werde leben, und unendlich glücklicher leben, als alle Könige der Erde mich zu machen im Stande sind.

Auch ihr, meine Kinder, auch ihr werdet einmal mir in dieses bessere, ewige Leben nachfolgen, wenn ihr euch bemühet, gute, rechtschaffene Menschen zu werden. Dann werden wir uns wieder sehen, uns wieder lieben, und die Freude über uns, über unser Glück und über den lieben guten Gott, der uns wieder vereinigte, wird von unendlicher Dauer seyn.

Liebste Kinder! lasset mich, o lasset mich diesen Trost mit in mein Grab nehmen, den Trost, daß ihr euerm alten Vater, euerm Freunde, der euch so treu, so zärtlich liebte, in allen Stücken gehorchen, und euch dadurch derjenigen Glückseligkeit würdig machen wollet, zu der ich nun bald voran gehe. Saget ihr, theuere Lieblinge meines Herzens, saget, kann ich mich darauf verlassen?

Die Kinder stürzten wehmüthig in seine Arme, und druckten ihr Versprechen durch stumme Thränen aus. Da sagte Ehrenreich diese merkwürdigen Worte: Wen Gott vorzüglich segnen will, dem gibt er fromme und gehorsame Kinder; und die Herzen aller zerfloßen in sprachloser Empfindung.

W i e n,

Georg Überreuter.

Handwritten notes at the top left, including the number '12' and some illegible cursive text.

Das gläubte

Am 17. 1771

8
8

Handwritten text, possibly 'Schneepflanz' or similar, written in cursive.

Handwritten notes on the right side, including 'für die' and '27'.

Handwritten text, possibly 'Kantone' or similar, written in cursive.

Handwritten text, possibly 'Kantone' or similar, written in cursive.



